

# INHALT



## Einleitung

Lina Franken

*Wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen? Einleitung und Problemaufriss*

3

---



## Beiträge

Katrin Amelang

*Wie Apps erforschen? Zum Zusammentreffen neuer Forschungsgegenstände und alter Methoden*

11

---

Ina Dietzsch

*Digitale Landwirtschaft untersuchen. Method(olog)ische Überlegungen zu einem neuen Forschungsfeld*

29

---

Christoph Bareither

*Computergestützte ethnografische Datenanalyse (CEDA): Potenziale und methodische Affordanzen von QDA-Software in der ethnografischen Forschung*

47

---

Johannes Müske

*Diskurs-Maschinen. Archive und Sammlungen in digitalen Zeiten*

67

---

Sabine Imeri und Elisabeth Huber

*Strukturieren, Dokumentieren, (Ab-)Sichern. Effekte von Forschungsdatenmanagement in der ethnografischen Forschung*

85

---



# WISSENSCHAFTLICHES ARBEITEN IM DIGITALEN? EINLEITUNG UND PROBLEMAUFRISS

Lina Franken

Der tiefgreifende Wandel der Digitalisierung und damit zunehmenden Medialität auch im (Wissenschafts-)Alltag ermöglicht veränderte Prinzipien der Wissensproduktion und eine paradigmatische Neuausrichtung der Kulturanalyse: In unserer digital durchdrungenen Gegenwart wird auch das Forschen immer digitaler. Ethnograf\*innen verbringen zwar weiterhin viel Zeit im Feld und arbeiten akteurszentriert. Eine digitale Begleitung oder doch Unterstützung dieser Forschung auf unterschiedlichsten Ebenen ist dabei jedoch selbstverständlich, möglich oder sogar notwendig geworden.

Ein eindringliches Beispiel für den Wandel wissenschaftlichen Arbeitens durch technische Möglichkeiten ist der Schreibprozess, der bereits seit Jahrzehnten computergestützt erledigt wird.<sup>1</sup> Im digitalen Schreiben werden die »Grundmethoden der Textmanipulation, Einfügen und Verschieben«<sup>2</sup> im Textverarbeitungsprogramm struktureller Teil des Schreibprozesses, sie sind diesem nicht mehr nachgelagert beziehungsweise die Schleifen sind kleinteilig geworden. Andere, erst kürzer eingeführte Neuerungen werden stärker diskutiert und sind (noch?) nicht selbstverständlich. Im Zuge von Forschungsdatenmanagement und zunehmend geforderter nachhaltiger Ablagestrukturen von für Forschung verwendeten Materialien verschiebt sich die wissenschaftspolitische Diskussion ebenso wie der alltägliche forschersche Umgang mit Quellenmaterial hin zu einer Datifizierung.<sup>3</sup> Innerhalb der kulturanalytischen Forschung zeichnet sich ein Bedarf an neuen Zugängen und Begriffen ab.<sup>4</sup> Die bisherigen Forschungspraxen sind weniger selbstverständlich, da sie für die Analyse von digital gestalteten Alltags nicht mehr ausreichend sind, demzufolge werden sie zunehmend hinterfragt und erweitert. Sie verändern sich, sind bisher jedoch kaum analysiert worden.<sup>5</sup>

---

1 Vgl. *Smiljana Antonijević*: Amongst Digital Humanists. An Ethnographic Study of Digital Knowledge Production. New York 2015, S. 53.

2 *Henning Lobin*: Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt. Frankfurt am Main/New York 2014, S. 130.

3 Vgl. *Sabine Imeri*: Archivierung und Verantwortung. Zum Stand der Debatte über den Umgang mit Forschungsdaten in den Ethnologischen Fächern. In: Doris Bambey u. a. (Hg.): Archivierung und Zugang zu Qualitativen Daten. Berlin 2018, S. 69–79.

4 Vgl. *Lina Franken*: Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als »digitale Handarbeit«? In: Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge 82 (2020), S. 107–118, insb. S. 110–112.

5 Selbstverständlich bestehen jedoch Problematisierungen und Reflexionen aus verschiedenen Richtungen qualitativer Forschung, etwa: *Evelyn Ruppert/John Law/Mike Savage*:

Welche Logiken und Praktiken des wissenschaftlichen Arbeitens im Digitalen bestehen? Welche Herausforderungen stellen sich? Wie funktioniert dieser Wandel in konkreten Forschungsprojekten? Die vorliegenden Aufsätze versammeln Beiträge, die sich diesen Fragen im Rahmen des Institutskolloquiums im Hamburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft im Wintersemester 2019/20 widmeten. Sie stellen Spannungsfelder in den Mittelpunkt, die sich für wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen ergeben und untersuchen, wie sich Praxis und Perspektiven qualitativ-empirischen Arbeitens hierdurch ergeben. Dabei stehen sowohl grundsätzliche Überlegungen im Mittelpunkt als auch Theoretisierungen von forschungspraktischen Zugängen.

Wissenschaftliches Arbeiten, darunter werden zunächst die basalen Arbeitstechniken der Wissenschaften verstanden, die Unsworth als »Scholarly Primitives« bezeichnet hat<sup>6</sup>: Aufbau einer wissenschaftlichen Arbeit, Literaturrecherche, Exzerpte und Zitation, Themenfindung und Fragestellungen, Wissensmanagement und Lesetechniken, akademisches Schreiben, aber auch Punkte wie ein spezifisches Sprechen und Präsentieren, Prüfungsvorbereitungen oder Zeitmanagement. Dazu kommen die fachbezogenen Aspekte wissenschaftlichen Arbeitens: Fragen der Quellenerhebung mittels Beobachtungen, Fragen und Teilnahme; nach historischen Quellen und den Möglichkeiten ihrer Auswertung und Einordnung; nach visueller Forschung; nach Materialitäten; aber auch nach Forschungsethik und Theoriebildung in der Kulturanalyse.<sup>7</sup> Schon der Zugriff auf Handreichungen zu wissenschaftlichem Arbeiten verändert sich im Zuge der Digitalisierung, sind heute doch erste Anlaufstellen wenige Fachbücher in den Lehrbuchsammlungen von Bibliotheken, sondern Internetrecherchen und digital zugängliche Formate

---

Reassembling Social Science Methods: The Challenge of Digital Devices. In: *Theory, Culture & Society* 30 (2013), 4, S. 22–46; *Jan-Hendrik Passoth*: Mit Stift und Papier in digitalen Welten? Digitale Daten und die epistemischen Regime der Medienforschung. In: *Dominique Schirmer/Nadine Sander/Andreas Wenninger* (Hg.): *Die qualitative Analyse internetbasierter Daten*. Wiesbaden 2015, S. 261–280; *Nigel G. Fielding*: Qualitative Research and Our Digital Futures. In: *Qualitative Inquiry* 20 (2014), 9, S. 1064–1073; früh bereits: *David Brown*: Going Digital and Staying Qualitative. Some Alternative Strategies for Digitizing the Qualitative Research Process. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, Vol 3, No 2 (2002).

- 6 *John Unsworth*: Scholarly Primitives. What Methods Do Humanities Researchers Have in Common, and How Might Our Tools Reflect This. Paper presented at the Symposium on Humanities Computing: Formal Methods, Experimental Practice at King's College. London, May 13 2000. Online unter: <https://www.people.virginia.edu/~jmu2m/Kings.5-00/primitives.html> (Stand: 21.1.2022); Aktualisierung: *John Unsworth*: Scholarly Primitives 20 Years Later. <https://campus.dariah.eu/resource/posts/scholarly-primitives-20-years-later> (Stand: 21.1.2022).
- 7 Stellvertretend für die zahllosen Einführungen in das wissenschaftliche Arbeiten sei auf einen zentralen Methoden-Band aus der Empirischen Kulturwissenschaft verwiesen: *Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014.

der entsprechenden Einführungswerke sowie Leitfäden der entsprechenden Institute.<sup>8</sup>

Wissenschaftliches Arbeiten, das hieß lange eine Tätigkeit, die vor allem mit Buch, Stift, Papier und Schreibmaschine begleitet und unterstützt wurde. Die Unterschiede zu diesem aus heutiger Sicht historisch-wissenschaftlichen Arbeitens zeigen sich in den Praktiken sehr deutlich: So erzählte im Kontext von Forschungen zur Geschichte des Bonner Seminars für Volkskunde ein Doktorand der 1980er Jahre beispielsweise, wie viel Planung es bedurfte, um mit der Schreibmaschine zu Beginn einer Seite abschätzen zu können, wie viele Fußnoten auf einer Seite stehen würden (und wie lang diese sein würden). Denn bei der ersten Fußnote am Seitenanfang musste entschieden werden, auf welcher Höhe diese gesetzt wird.<sup>9</sup> Diese Praktiken im Analogen erforderten ein ganz spezifisches Wissen um das Medium, mit dem gearbeitet wird – und sind insofern durchaus mit unserem heutigen Arbeitsalltag vergleichbar. Und doch bestehen in den tatsächlichen Praktiken deutliche Unterschiede: Wenn ich heute einen Text mit Fußnoten schreiben soll, dann erledigt die Word-Funktion nicht nur die Platzierung, sondern auch die Zählung und Formatierung mit wenigen Klicks einheitlich. Diese Praxis ist so selbstverständlich geworden, dass wir sie nur noch selten hinterfragen.

Eine zweite knappe Vignette macht den Übergang deutlich: Ein in den 1930er Jahren geborener US-amerikanischer Professor für Literaturwissenschaften berichtete von seinen Annotationspraxen, die er bis heute beibehalten hat: er schreibt sich (handschriftlich) wichtige Zitate und Ideen zu einem Text auf Karteikarten heraus, während er liest. Wenn er dann selbst einen Text schreiben möchte, dann sortiert er die zahlreichen so entstandenen Karteikarten immer wieder neu, bis er eine Argumentationsstruktur gefunden hat, die er dann verschriftlicht.<sup>10</sup> Die Arbeit mit Karteikarten und Systemen der »Verzettelung« von Wissen sind nicht nur bei Niklas Luhmann eine bedeutende Kulturtechnik<sup>11</sup>: Die meisten Archive und Museen haben solche Systematiken genutzt, um einen Überblick über ihre Bestände zu haben oder nutzen sie noch. Datenbanken, die neben der Verwaltung von Museumsbeständen für unterschiedlichste Zwecke genutzt werden können, teilen In-

---

8 Auch hier sei nur stellvertretend auf den Hamburger Leitfaden für Hausarbeiten verwiesen: *Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg: Leitfaden zum Verfassen von Hausarbeiten und Abschlussarbeiten für BA- & MA-Studierende.* <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/service/handreichungen-formulare/-dokumente/leitfaden-hausarbeiten-2021-barrierearm.pdf> (Stand: 21. 1. 2022).

9 Interview mit Interviewpartner\*in 1 im Rahmen des Projektes »Bonner Seminarge-schichten« im Jahr 2013, Ergebnisse publiziert als: *Katrin Bauer/Lina Franken* (Hg.): *Räume Dinge Menschen. Eine Bonner Kulturwissenschaft im Spiegel ihrer Narrative.* Münster u. a. 2015.

10 Feldnotiz vom 21. 2. 2019.

11 Das digitale Archiv der rund 90.000 einzelnen Karteikarten von Luhmann befindet sich aktuell im Aufbau und ist in Teilen bereits einsehbar: Vgl. *Niklas Luhmann-Archiv: Übersicht über die Auszüge des Zettelkastens.* <https://niklas-luhmann-archiv.de/bestand/zettelkasten/auszuege> (Stand: 21. 1. 2022).

formationen in kleine, verarbeitbare Einheiten auf – wie der Wissenschaftler, der seine Mitschriften auf Karteikarten erledigt, um diese später neu sortieren zu können.<sup>12</sup> Auch die Quellenerhebung wird längst nicht mehr mit Tonbandgeräten durchgeführt, sondern schon das Smartphone in unserer Tasche hat fast unbegrenzte Kapazitäten für entsprechende Aufnahmen und wird auch als Notizblock genutzt.<sup>13</sup>

Dass wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen anders gestaltet ist, wird in der Empirischen Kulturwissenschaft und ihren Nachbardisziplinen mit ethnografischen Zugriffen auf Welt vor allem unter den Schlagwörtern digitale Ethnografie, virtuelle Ethnografie oder Medienethnografie diskutiert: das Forschungsfeld des digital durchdrungenen Alltags benötigt andere ethnografische Zugänge, die in Anlehnung an George Marcus' Multi-Sited Ethnography<sup>14</sup> auch in digitalen Feldern ethnografische Methoden im nun veränderten Rahmen anwenden und adaptieren.<sup>15</sup>

Zwei Beiträge des vorliegenden Bandes berichten aus der eigenen Forschungspraxis von den Spannungsfeldern und Herausforderungen des wissenschaftlichen Arbeitens im Digitalen. Sie fragen danach, wie wir digitale Alltage erforschen können. Ganz spezifische, aber nicht immer neue Methoden sind in zahlreichen Feldern notwendig. Der erste Beitrag von Katrin Amelang arbeitet dies exemplarisch anhand von mobilen Apps heraus. Sie betrachtet das Zusammentreffen neuer Forschungsgegenstände und alter Methoden ausgehend von ihren Forschungen zu Zyklus-Apps, die sie im Kontext der Verwobenheit von digitalen Technologien und Alltag in soziotechnischen Gefügen untersucht. Nachdem sie den Facettenreichtum von nur den Anwendungen zu menstruationsbezogenem Selftracking aufgefächert hat, stellt sie dar, wie es methodologisch möglich ist, den Apps zu folgen. Neben einer Besichtigung der Vielfalt, etwa über App-Stores und einem

---

12 Vgl. zu diesen Umbrüchen: *Christine Hine*: Databases as Scientific Instruments and Their Role in the Ordering of Scientific Work. In: *Social Studies of Science* 36 (2006), 2, S. 269–298; *Marcus Burkhardt*: Digitale Datenbanken. Eine Medientheorie im Zeitalter von Big Data. Bielefeld 2015.

13 Empfehlungen für den Umgang mit den entsprechenden Speichermöglichkeiten finden sich etwa in: *Rat für Sozial- und Wirtschaftsdaten*: Datenerhebung mit neuer Informationstechnologie. Empfehlungen zu Datenqualität und -management, Forschungsethik und Datenschutz 2020.

14 *George E. Marcus*: Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95–117.

15 Auch hier kann die breit gefächerte Methodenliteratur nur in Ausschnitten referenziert werden. Vgl. etwa die ausführlichen Darstellungen bei: *Larissa Hjorth* u. a. (Hg.): *The Routledge Companion to Digital Ethnography*. Florence 2016; *Julia Fleischhack*: Ethnografisch (um)denken. Zu den Besonderheiten und Herausforderungen von Digitaler und Virtueller Ethnografie. In: *Jens Klingner/Merve Lühr* (Hg.): *Forschungsdesign 4.0*. Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive. Dresden 2019, S. 94–106; schon früh: *Götz Bachmann/Andreas Wittel*: Medienethnographie. In: *Ruth Ayaß/Jörg Bergmann* (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Reinbek 2006, S. 183–219.

eigenen Durchlaufen von Bedienoberflächen mittels der Walkthrough-Methode, stellt sie dabei als dritten Punkt in Frage, inwiefern Apps in Interviews überhaupt aktiv einbezogen werden müssen und arbeitet heraus, wie bedeutsam gerade das »Entwischen« der App im Gespräch sein kann, die doch vielmehr Gesprächsanlass bietet als Gesprächsgegenstand sein muss. Einbezug und Ko-Präsenz der Apps sind vielmehr durch die Forschungsfrage bestimmt, so dass Amelang dafür plädiert, bisherige Methoden auch für neue Forschungsfelder zu verwenden und zu experimentieren, um diese dem Forschungsanliegen anzupassen.

Auch im Beitrag von Ina Dietzsch wird weniger für eine neue Methodologie, als vielmehr für veränderte Fragestellungen plädiert. Sie widmet sich der Frage, wie Digitalisierung in der Landwirtschaft method(olog)isch zu bearbeiten ist. In diesem Zusammenhang stellt sie nicht nur konkrete Forschungsergebnisse zur Digitalisierung der Landwirtschaft in der Schweiz vor, sondern einen vielversprechenden Ansatz, der auch für andere Forschungsprojekte gewinnbringend ist: weg von einer Untersuchung der Digitalisierung, hin zu der Analyse »heterogener Konstellationen und Verflechtungsszenarien«, in denen sowohl Menschen als auch nichtmenschliche Akteure, Materialitäten und Technologien interagieren. Physikalische Umwelten werden systematisch in Daten umgewandelt und sinnliche Wahrnehmungen mit Sensoren erledigt, sensorisiert, so dass sich hier ontologische Fragen für unsere Untersuchung der damit einhergehenden Quantifizierungen stellen, wie Dietzsch festhält. Wir müssen uns ihr zufolge fragen, wie viel Mathematik und Informatik wir in welcher Form in die kulturwissenschaftliche Forschung hereinlassen. Damit stellt sie grundsätzliche Fragen, die weit über die Kulturanthropologie hinaus aktuell in den Geists- und Sozialwissenschaften verhandelt werden. Dies geht einher mit einer Ausrichtung von Forschungsfragen weniger auf Gegenwärtiges und Vergangenes als vielmehr auf Zukünftiges. Feldforschung selbst werde damit ›mussy‹ Sinne von unübersichtlich, komplex und situativ begrenzt.

Zwei weitere Beiträge stellen stärker unsere Forschungswerkzeuge in den Mittelpunkt der Überlegungen und gehen der Frage nach, welche digitalen Ressourcen und Perspektiven wissenschaftliches Arbeiten im Digitalen benötigt. Christoph Bareither arbeitet zunächst heraus, welche Potentiale in einer computergestützten, ethnografischen Datenanalyse bestehen, die er als eine spezifische Nutzung von QDA-Software versteht. Er stellt fest, dass der Analyseprozess im Gegenteil zur Erhebung von ethnografischem Material oft eine ›black box‹ bildet, wenngleich sie sich an den Verfahren der Grounded Theory und entsprechender Ausarbeitung der Analyseschritte orientiert. Bareither stellt dann dar, dass QDA-Software spezifische Potentiale hat, um eine ethnografische Datenanalyse zu realisieren, aber auch Konsequenzen mit sich bringt, die er als methodische Affordanzen der Software fasst. Sie ermöglichen es, durch Codieren, schon in der Datenerhebung differenziertere Fragen an das Material zu entwickeln, wenn eine kritisch-reflexive Haltung zu der Vorläufigkeit von Codierungen auch in schein-

bar festen Bearbeitungen des Materials eingenommen wird. Die Software sieht er als weiteres Medium der Interaktion im Zuge des ethnografischen Pendelns zwischen Nähe und Distanz, da sie die Perspektivierung in beide Richtungen etwa durch die permanente Präsenz des Codesystems sowie des Materials begünstigt. Ebenso sei die Verbindung von Theorie und Empirie zu unterstützen, eben weil das Codesystem variabel bleibt. Weitere Vorteile sieht Bareither in einer erleichterten Kollaboration mittels QDA-Software. Bedenken von Fragmentierung und Quantifizierung durch die Arbeit mit der Software teilt Bareither, setzt ihnen jedoch eine Forderung nach kritisch reflektierter Nutzung der Programmumgebungen entgegen.

Auf einer ganz anderen Ebene nähert sich der Beitrag von Johannes Müske den digitalen Ressourcen. Schon seit Jahren wird an verschiedenen Stellen kulturelles Erbe digital erschlossen und im Netz verfügbar gemacht. Müske betrachtet die damit einhergehenden Prozesse mit der Frage, wie sich die Rolle von Archiven in diesem Zusammenhang verändert. Mit einem Schwerpunkt auf den audio-visuellen Archivmaterialien zeigt er auf, wie sich das Archivkonzept mit der digitalen Reproduzierbarkeit und Verfügbarkeit wandelt. In Bezugnahme auf das Konzept des kulturellen Gedächtnisses von Jan und Aleida Assmann sowie den Gedanken von Michel Foucault zum Archivbegriff arbeitet er heraus, dass Archive als Speichergedächtnis und Aussagesysteme zu verstehen sind. Archive sind damit, so eine zentrale Konsequenz von Müske, als Diskursmaschinen zu verstehen, die eine aktive Rolle in der Wertung von Quellen als wahr oder vertrauensvoll einnehmen. In digitalen Zusammenhängen rücken Archive als Institutionen des Datenmanagements in den Mittelpunkt. Konsensuales Wissen wird durch die neuen Pluralitäten der Daten zur Verfügung stehenden Institutionen in Frage gestellt, so Müske, wobei Archive hier auch in digitalem Arbeiten Konsens und Evidenz herstellen können und auch müssen. Sie sind somit nicht nur Fundus für wissenschaftliche Quellen, sondern selbst in ihren Setzungen und Wandlungen kulturanthropologischer Untersuchungsgegenstand.

Sabine Imeri und Elisabeth Huber stellen abschließend einen anderen, zunehmend zentral werdenden Aspekt des wissenschaftlichen Arbeitens im Digitalen in den Mittelpunkt: das Forschungsdatenmanagement. Dabei berichten sie nicht aus der Praxis der Repositorien selbst, sondern geben tiefe Einblicke in die rechtlichen und ethischen Implikationen des durch die potenzielle Speicherung und Nachnutzung von Forschungsdaten veränderten ethnologischen und insbesondere feldforschenden Forschungsprozesses. Sie plädieren dafür, die Schritte im Forschungsprozess dementsprechend strukturierter zu gestalten und stellen dar, wie etwa die informierte Einwilligung bereits heute mit differenzierten Möglichkeiten umgesetzt werden kann, die der Spezifik des Feldes und des Feldzugangs angepasst ist. Imeri und Huber diskutieren Strategien der Anonymisierung, die eine Publikation von Forschungsdaten in einigen Fällen ermöglichen. Diese reflektierte Publikation geschieht heute noch viel zu selten, ließe sich anschließen, und wird laut den Autorinnen im Forschungsprozess insbesondere dort relevant,



wo etwa Praktiken des Ordnen und Verzeichnens verändert werden. Imeri und Huber plädieren abschließend für eine aktive Mitgestaltung und auch kritische Begleitung der mit dem Forschungsdatenmanagement einhergehenden Prozesse.

Die vorliegenden Beiträge bilden lediglich einen Ausschnitt der Vorträge, die im Rahmen des Hamburger Institutskolloquiums das Thema des wissenschaftlichen Arbeitens auch in anderen Dimensionen auffächerte. Unberücksichtigt müssen die Perspektiven von Gertraud Koch und Klaus Schönberger bleiben, die Fragen nach den theoretischen Grundlegungen einer kulturwissenschaftlichen Perspektive auf Digitalität bereits andernorts verschriftlicht haben.<sup>16</sup> Ebenfalls bereits nachzulesen sind Elemente des Vortrags von Katharina Kinder-Kurlanda zur Herausforderung von Big Data in der Kulturanalyse.<sup>17</sup> Die Beiträge aus den Digital Humanities und den Computational Social Sciences zur Frage nach digitalen Ressourcen – von Gregor Wiedemann zum Text Mining sowie von Jutta Lindenthal zur Arbeit mit kontrollierten Vokabularen – sind zwar in dieser Form nicht publiziert, entsprechende Handreichungen und Einführungswerke liegen allerdings in zunehmender Zahl auch für qualitativ-empirische Perspektiven vor<sup>18</sup> und weitere sind für die nächste Zukunft angekündigt.

Unwägbarkeiten in pandemischen Zeiten haben den Redaktionsprozess an diesem Band mehrfach verzögert. Ein besonderer Dank gebührt nicht nur deshalb allen Autor\*innen des Bandes, die dennoch offen für Überlegungen und Überarbeitungen waren und beharrlich an der Fertigstellung ihrer Manuskripte gearbeitet haben. Dank geht auch an alle anderen Beitragenden des Institutskolloquiums, die keinen Aufsatz beitragen konnten. Hannah Rotthaus danke ich für zahlreiche hilfreiche Hinweise. Der Redaktion des Hamburger Journals für Kulturanthropologie gilt Dank für die sorgfältige und geduldige Betreuung des Redaktionsprozesses.

---

16 Exemplarisch sei aus den zahlreichen Beiträgen verwiesen auf: *Gertraud Koch* (Hg.): Digitalisierung, Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung. Konstanz/München 2017; *Klaus Schönberger*: Persistenz und Rekombination. Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel. In: Zeitschrift für Volkskunde 111 (2015), S. 201–213.

17 *Katharina E. Kinder-Kurlanda*: Big Social Media Data als epistemologische Herausforderung für die Soziologie. In: Sabine Maasen/Jan-Hendrik Passoth (Hg.): Soziologie des Digitalen – Digitale Soziologie? Baden-Baden 2020, S. 109–133.

18 Einen Überblick zum Text Mining bietet *Matthias Lemke/Gregor Wiedemann* (Hg.): Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse. Wiesbaden 2016. Zur konkreten Arbeitsweise mit und in Vokabularen siehe etwa: *Ulrike Spree/Jutta Lindenthal/Andje Knaack*: Wortnetz Kultur – ein Thesaurusprojekt zur kollaborativen Erschließung von Fachinformationen des kulturellen Erbes. 2012; 63 (1). In: Information. Wissenschaft & Praxis 63 (1) (2012), S. 23–36. Für qualitativ-ethnografische Forschungen vgl. Lina Franken: Digitale Methoden für qualitative Forschung. Computationelle Daten und Verfahren. Münster 2023.



Prof. Dr. Lina Franken  
Universität Vechta  
Digital Humanities in den Kulturwissenschaften  
Driverstr. 22  
49377 Vechta  
lina.franken@uni-vechta.de

# WIE APPS ERFORSCHEN? ZUM ZUSAMMENTREFFEN NEUER FORSCHUNGS- GEGENSTÄNDE UND ALTER METHODEN

Katrin Amelang

Digitale Technologien und die gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die mit ihnen verbunden und als Digitalisierung diskutiert werden, gelten als zentrale Kennzeichen gegenwärtigen (Zusammen-)Lebens und In-der-Welt-Seins. Auf der Alltagsebene äußert sich dies, zumindest hierzulande, in der Möglichkeit ständiger (Web-)Konnektivität und in Alltagspraktiken, die von einer Verflechtung physischer und informationstechnisch vermittelter Kommunikation und Interaktion gekennzeichnet sind. Annette Markham, die seit vielen Jahren soziale Beziehungen und kulturelle Formationen in digitalen Kontexten erforscht, spricht in diesem Zusammenhang von einem digital saturierten Alltagsleben.<sup>1</sup> Für dieses sich Einfügen und Durchdringen digitaler Technologien in und von Alltag steht symbolisch wie materiell zweifelsohne das Smartphone. Mit seinen vielfältigen Funktionen und Nutzungsoptionen ist es in den letzten zehn Jahren selbstverständlicher Teil des Alltags vieler Menschen und ständig präsenter Begleiter geworden; mehr noch gestaltet es Alltag mit: mal mehr, mal weniger im Vordergrund. Als mobiles (Daten-)Endgerät ist das Smartphone weder ohne seine Verknüpfung mit Dateninfrastrukturen und Konnektivität noch ohne Software zu denken – hinsichtlich seiner Einbettung in Alltagsroutinen zusätzlich nicht ohne die Beachtung von mobilen Apps (application software). Mich interessiert jedoch weniger das Smartphone als App-Automat, sondern wie und mit welchen Konsequenzen durch die Nutzung mobiler Apps zur Unterstützung, Erweiterung, Delegation oder Neuorganisation ganz unterschiedlicher Aufgaben und Bedürfnisse alltägliche Lebensführung »appifiziert«<sup>2</sup> respektive datafiziert wird.

(Mobile) Apps bezeichnen Anwendungssoftware für mobile Geräte wie Smartphones und Tablets. Sie gehören im wörtlichen Sinne von Software (und somit im Gegensatz zu Hardware) zu den ›weichen‹, nichtphysischen Komponenten von Computersystemen. Sie sind kleine Programme oder Softwarepakete für einen begrenzten Zweck, etwa die Erledigung einer bestimmten Aufgabe. Mobile Apps lassen sich somit zwar als triviale Software charakterisieren, die Praktiken, Gewohnheiten und Erfahrungen, Vorstellungen und Beziehungen, die sie mitgestalten, sind jedoch alles andere

---

1 *Annette N. Markham*: Fieldwork in Social Media. What would Malinowski Do? In: *Issues in Qualitative Research* 2 (2013), Heft 4, S. 434–446.

2 *Jeremy W. Morris/Sarah Murray*: Introduction. In: dies. (Hg.): *Appified. Culture in the Age of Apps*. Ann Arbor 2018, S. 1–19.

als banal.<sup>3</sup> Gerade deshalb sind Apps für die kulturwissenschaftliche Alltagsanalyse ein interessantes Forschungsobjekt. Hier lässt sich neben den diversen App-gestützten Kommunikationsformen etwa an die vielfältige religiöse Verwendung von Apps denken<sup>4</sup> oder den Einsatz von Apps im weiten Feld gesundheitsbezogener Aktivitäten. Bezogen auf Asthma betont Ali Kenner, dass Aspekte des Umgangs damit vernachlässigt würden, wenn Apps außen vor blieben: unter anderem wie Asthmatiker\*innen sich über Risiken informieren, Symptome verfolgen, in Umwelten mit verschiedenen Luftqualitäten navigieren oder kollektiv Gesundheits- und Umweltdaten zusammentragen.<sup>5</sup> Zudem sind Apps nicht nur kulturell bedeutsam, sondern auch in ökonomischer Hinsicht: als ein spezifisches Modell der Produktion, Vermarktung und des Vertriebs von Software – als Ware.<sup>6</sup> Zusammenfassend bleibt festzuhalten: Wenn wir als Fach mobile Apps unberücksichtigt lassen, werden wir etlichen Bereichen und Formen kultureller Praxis und sozialer Beziehungen nur unzureichend gerecht. Doch wie lassen sich solche digitalen Objekte wie Apps aus alltagswissenschaftlicher Perspektive fassen und erforschen?

Die Frage der Notwendigkeit neuer kulturalistischer Ansätze angesichts von Digitalisierung und Digitalem erörtert im Hinblick auf theoretisch-konzeptionelle Herausforderungen ein von Gertraud Koch herausgegebener Sammelband, der das Potenzial neuer wie bewährter Konzepte der Kulturanalyse auslotet.<sup>7</sup> Wie hingegen die Konsequenzen der digitalen Durchdringung und Umgestaltung des Sozialen für kulturanthropologische Zugänge und besonders ethnografische Forschung seit den 1990ern methodologisch im Fach verhandelt werden, hat Julia Fleischhack kürzlich anhand der Diskussionen und Positionen zu Digitaler Anthropologie und Virtueller oder Digitaler Ethnografie anschaulich nachgezeichnet.<sup>8</sup> Um das Digitaler-Werden kulturanalytischer Forschungsfelder wie Forschungspraktiken ging es auch im Hamburger Institutskolloquium 2019/2020, das sich mit den Spannungsfeldern wissenschaftlichen Arbeitens im und mit dem Digitalen befasste. Ich wurde dazu eingeladen Position zu beziehen, ob und welche neuen Methoden wir brauchen, um digital gestaltete Alltags zu beforschen. Dieser Artikel setzt sich auf der Basis meines Vortrags und der anschließenden Diskussion

---

3 Ebd., S. 2.

4 *Jacqueline H. Fewkes* (Hg.): *Anthropological Perspectives on the Religious Uses of Mobile Apps*. Cham 2019.

5 *Samuel Gerald Collins et al.*: *Ethnographic Apps/Apps as Ethnography*. In: *Anthropology Now* 9 (2017), Heft 1, S. 102–118, hier S. 107–109.

6 *Jeremy Wade Morris/Evan Elkins*: *There's a History for That. Apps and Mundane Software as Commodity*. In: *The Fibreculture Journal* 25 (2015), FCJ-181, S. 62–87.

7 *Gertraud Koch*: *Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*. Konstanz 2017.

8 *Julia Fleischhack*: *Veränderte Bedingungen des Sozialen. Eine methodologische Betrachtung zur Digitalen Anthropologie/Digitalen Ethnographie*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* (2019), Heft 2, S. 196–215.

(herzlichen Dank an dieser Stelle) am Beispiel von Zyklus-Apps mit mobilen Apps als Forschungsgegenstand auseinander.

Was folgt ist eine Systematisierung von Zugängen, die Empfehlungen zur Erforschung von mobilen Apps aus der Forschungsliteratur und meine eigenen Forschungserfahrungen im Sinne eines Werkstattberichts zusammenbringt. In der ersten Hälfte meines Beitrages werde ich theoretisch-konzeptionell auf die kulturanthropologische Erforschung mobiler Apps eingehen. Dazu skizziere ich meine zwei zentralen Ausgangspositionen, um nachzuzeichnen in welchen Zusammenhängen und aus welchen Perspektiven mobile Apps mit ihrer Einbindung in soziotechnische Datenkonstellationen für mich als Alltagswissenschaftlerin interessant geworden sind. Dann werde ich Zyklus-Apps als ein App-Genre vorstellen und auf Anknüpfungspunkte für ihre kulturanthropologische Erforschung hinweisen. In der zweiten Hälfte werde ich dann Zyklus-Apps als ethnografisches Forschungsobjekt genauer in den Blick nehmen und anhand empirisch-orientierter Zugriffspunkte darstellen, wie sich mobilen Apps in der Forschung begegnen lässt. Zum Abschluss werde ich auf die Frage des Hamburger Kolloquiums zurückkommen und konkretisieren, warum meine nonchalante Antwort auf die Frage, wie wir digital gestaltete Alltage erforschen können, nach wie vor lautet: erst einmal so, wie wir sonst auch Alltag(e) untersuchen.

### *Ausgangspunkt 1: Apps sind mehr als singuläre informationstechnische Artefakte*

Zur Einordnung meiner Forschungsperspektive auf mobile Apps (oder genereller Software, Algorithmen und Daten) ist voranzustellen, dass diese ebenso durch den alltagswissenschaftlichen Schwerpunkt der Kulturanthropologie und das Technikverständnis der heterogenen *Science & Technology Studies* (STS) inspiriert ist wie von den interdisziplinären Diskussionen, die aktuell international in den *Critical Data Studies*, *Critical Algorithm Studies* und *Software Studies* geführt werden. Fragen zur Verschränkung von Kultur und Technik, zu Mensch-Technik-Beziehungen sowie zur gesellschaftlichen Verhandlung und soziokulturellen Einbettung von Technik im Alltag gehören unbestritten zu den etablierten Problemfeldern der Kulturanthropologie, die Technikforschung in erster Linie als Alltagskulturforschung betreibt.<sup>9</sup> Einigkeit besteht zwar darüber, dass Technik keine statische Entität, sondern das Ergebnis vielfältiger, situativer (Um-)Deutungen und Aneignungen ist.<sup>10</sup> Dennoch helfen die in den letzten Jahren stärker berücksichtigten Ansätze aus dem Feld der STS dabei, Technik noch mehr in Beziehung zu denken und bereits in ihrer Entwicklung, nicht erst ab ihrer Verwendung, als sozial zu verstehen. Diese Auffassung von Technik als Teil von Praxis und

---

9 Vgl. *Thomas Hengartner*: Technik – Kultur – Alltag. Technikforschung als Alltagsforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), Heft 1, S. 117–139.

10 Vgl. *Stefan Beck*: Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte. Berlin 1997.

demzufolge als das Ergebnis soziokultureller Prozesse, wird in der folgenden Definition deutlich:

»Technology is the combination of artifacts together with social practices, social relationships and arrangements, social institutions, and systems of knowledge. (Some have referred to this combination as sociotechnical ensembles or sociotechnical systems, others called it networks).«<sup>11</sup>

Technisches und Soziales als wechselseitige Ko-Produktion zu verstehen, verschiebt den Untersuchungsfokus auf die vielfältigen Arrangements von Menschen, Wissen und Technik sowie die Praktiken und darin involvierten mehr-als-menschlichen Akteure, die Technik kollektiv erzeugen, stabilisieren und transformieren.

Eine mobile App ist dann nicht einfach ein informationstechnisches oder kulturelles Artefakt, das einmal hergestellt und auf dem Smartphone fixiert in unser Leben tritt und mit dem wir dann umgehen (müssen), indem wir es verschieden nutzen und mit Bedeutung aufladen. Vielmehr entsteht die multiple Gestalt(ung) einer App in der Interaktion mit den diversen (nicht-) menschlichen Beteiligten des soziotechnischen Gefüges, in das sie eingebunden ist und in dem sie relevant gemacht wird. Dazu gehören dann neben verschiedenen menschlichen Akteuren auch die Datenflüsse, digitalen und ökonomischen Infrastrukturen (Netzwerke, Plattformen, Cloud-Computing-Systeme), innerhalb derer Apps wirken, funktionieren, aktualisiert und synchronisiert werden.<sup>12</sup> Zudem werden in diesen soziotechnischen Gefügen und App-Interaktionen neue wie alte kulturelle Ideen, Wissensbestände und Normen, Beziehungen, Politiken und Machtverhältnisse aufgerufen, verhandelt und umgestaltet. Aus alltagsanalytischer Perspektive ist dann das soziale, materielle, symbolische und nicht zuletzt emotionale Zusammentreffen von Menschen, digitalen Geräten, Software und Infrastrukturen empirisch genauer in den Blick zu nehmen. Etwa ist zu fragen, wie mobile Apps an diesen Begegnungen und Relationen partizipieren, wie sie Leben und Welt auf spezifische Weise abbilden und folglich mitgestalten oder weshalb sie sich so ›leichtfüßig‹ in Routinen einfügen lassen.

### *Ausgangspunkt 2: Apps als Körper-Daten-Technik-Knotenpunkte*

Meine Studie zu Zyklus-Apps ist Teil eines größeren Forschungsprojektes, in dem ich mich mit der Verwobenheit von digitalen Technologien und Alltag am Beispiel von Prozessen der Datafizierung von Körper und Gesundheit beschäftige. Der Begriff Datafizierung bezeichnet die Entwicklung, dass

---

11 *Deborah Johnson*: Sorting Out the Question of Feminist Technology. In: Linda L. Layne/Sharra L. Vostral/Kate Boyer (Hg.): *Feminist Technology*. Urbana 2010, S. 36–54, hier S. 39, Hervorheb. i. O.

12 Vgl. *Michael Dieter* et al.: Multi-Situated App Studies. Methods and Propositions. In: *Social Media + Society* 5 (2019), Heft 2, S. 1–15.

viele (qualitative) Aspekte des Lebens, die zuvor nicht quantifiziert oder als Daten betrachtet wurden, zunehmend in quantifizierte Daten umgewandelt werden.<sup>13</sup> Die gesellschaftlichen Folgen und die Wirkungsmacht dieser (Massen-)Daten sind Gegenstand der *Critical Data Studies*.<sup>14</sup> Alltagswissenschaftliche Perspektiven können hier gut eingebracht werden. In meinem Nachdenken über Konstellationen von Daten, Körpern und Technik sowie über Felder und Größenordnungen, in denen sich Datafizierung vollzieht und untersuchen lässt, spielten Datenpraktiken rund um Apps anfangs keine Rolle. Stattdessen bildeten die Ideen der Messbarkeit und Kalkulation von Gesundheit sowie die Routinen der medizinischen Körpervermessung, zu denen ich zuvor geforscht hatte,<sup>15</sup> den Ausgangspunkt.

Mein Interesse an computerbasierten Formen der Verdattung und Quantifizierung von Gesundheit konsolidierte sich in einem Forschungsprojekt zu epidemiologischen Risiko-Scores.<sup>16</sup> Darin untersuchten Susanne Bauer und ich die Herstellung, Verwendung und Zirkulation eines Risiko-Algorithmus, der in Deutschland zur Abschätzung zukünftiger Gesundheitsrisiken in der Prävention von Herz-Kreislaufkrankheiten genutzt wird und als softwarebasierte Entscheidungshilfe die Interaktion von Hausärzt\*innen und Patient\*innen um einen neuen Akteur erweitert hat. In Recherchen zu weiteren Instrumenten im Bereich elektronisch unterstützter Gesundheit<sup>17</sup> rückten dann sowohl mobile Apps als auch Praktiken der gesundheitlichen Selbstsorge und Selbstvermessung in meinen Blick – sicher auch, weil beide gesellschaftlich an Bedeutung gewannen.

Neue oder vielmehr digital (re-)konfigurierte Praktiken der Selbstvermessung erhielten im Zuge der Verbreitung mobiler oder tragbarer Geräte (inkl. der dazugehörigen Biosensoren, Apps und Webseiten) in den letzten Jahren ausdrücklich als Alltagsdatenpraktiken Aufmerksamkeit.<sup>18</sup> Empirisch

---

13 *Kenneth Cukier/Viktor Mayer-Schoenberger*: The Rise of Big Data. How It's Changing the Way We Think about the World. In: *Foreign Affairs* 92 (2013), S. 28–40, hier S. 35.

14 Vgl. u. a. *danah boyd/Kate Crawford*: Critical Questions for Big Data. In: *Information, Communication & Society* 15 (2012), Heft 5, S. 662–679; *Rob Kitchin*: The Data Revolution. Big Data, Open Data, Data Infrastructures and Their Consequences. Los Angeles 2014; *Andrew Iliadis/Federica Russo*: Critical Data Studies. An introduction. In: *Big Data & Society* 3, 2016, Heft 2, S. 1–7; *Andreas Hepp/Juliane Jarke/Leif Kramp* (Hg.): *New Perspectives in Critical Data Studies. The Ambivalences of Data Power*. London 2022. URL: [https://doi.org/10.1007/978-3-030-96180-0\\_13](https://doi.org/10.1007/978-3-030-96180-0_13).

15 *Katrin Amelang*: *Transplantierte Alltage. Zur Produktion von Normalität nach einer Organtransplantation*. Bielefeld 2014, hier Kap. 4.

16 BMBF-Verbundprojekt »Epidemiologische Risiko-Scores als Instrumente des Wissenstransfers« (2014–2016), <https://wegedeswissens.net/> (Stand: 12.1.2022).

17 Zur Begriffsdefinition von eHealth und mHealth vgl. *Michaela Evers-Wölk/Britta Oertel/Matthias Sonk*: *Gesundheits-Apps. Innovationsanalyse. TAB-Arbeitsbericht Nr. 179, Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag* (2018), S. 29–31.

18 Vgl. u. a. *Deborah Lupton*: *Quantifying the Body. Monitoring and Measuring Health in the Age of mHealth Technologies*. In: *Critical Public Health* 23 (2013), Heft 4, S. 393–403; *Kate Crawford/Jessa Lingel/Tero Karppi*: *Our Metrics, Ourselves. A Hundred Years of*

im Mittelpunkt standen besonders die ›Quantified-Self-Bewegung‹ und Menschen, die in den Bereichen Fitness, Bewegung und Ernährung oder bei chronischen Gesundheitsproblemen statt Papier und Stift nun digitale Technologien zur datenbasierten Selbstbeobachtung und Selbstkontrolle nutzen.<sup>19</sup> Ebenso aktualisiert App-gestütztes ›period-tracking‹ bekannte Praktiken der Zyklusbeobachtung mittels Menstruationskalender.<sup>20</sup>

Zyklus-Apps bieten ein gutes empirisches Beispiel – sowohl für die Erforschung eines digital aktualisierten Aufzeichnungssystems, dessen Rolle und Besonderheiten im gegenwärtigen Deuten und ›doing‹ von Menstruation zu klären sind, als auch für die Vermessung, Verdattung und Berechenbarkeit von (menstruierenden) Körpern und (menstrualer) Gesundheit. Zugleich nutze ich mobile Apps als einen Einstiegspunkt, um alltägliche Datenpraktiken und Mensch/Körper-Technik/Daten-Beziehungen zu untersuchen. Dies beinhaltet typisch alltagswissenschaftlich zu fragen, wie Menschen mit Datentechnologien und deren ambivalenten Effekten in ihrem täglichen Leben umgehen (wollen) oder wie sie Daten imaginieren, verstehen, erfahren und sich aneignen. Apps verstehe ich dabei als einen Umschlagplatz von (selbstgenerierten) Daten und somit als einen Knotenpunkt vielschichtiger Akteure, Beziehungen und Positionen, Sinndeutungen, Diskurse und Praktiken, die Daten unterschiedlich in Wert setzen und über die individuelle Nutzung einer einzelnen App hinausweisen. Empirisch wie kulturanalytisch lässt sich hier je nach Forschungsinteresse an verschiedenen Stellen eintauchen und anschließen.

### ›Dafür gibt es viele Apps‹: Zyklus-Apps als facettenreiches Genre

In App-Stores stehen heute hunderte menstruationsbezogene Apps zur Verfügung. Die populärsten unter ihnen wurden weltweit millionenfach heruntergeladen; seit 2013 boomt ihre Entwicklung. Sie heißen zum Beispiel *Ava*, *Blood*, *Clue*, *drip*, *Eve.*, *FemX*, *Flo*, *Glow*, *Ladytimer*, *Magic Girl*, *Mon calculateur menstruel*, *MyDays*, *My Moontime*, *My NFP*, *Natural Cycles*, *Ooops!*, *Ovy*, *Pe-*

---

Self-Tracking from the Weight Scale to the Wrist Wearable Device. In: *European Journal of Cultural Studies* 18 (2015), Heft 4–5, S. 479–496; *Stefanie Duttweiler* et al. (Hg.): *Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld 2016.

- 19 Vgl. u. a. *Dawn Nafus/Jamie Sherman*: Big Data, Big Questions | This One Does Not Go Up To 11. The Quantified Self Movement as an Alternative Big Data Practice. In: *International Journal of Communication* 8 (2014), S. 1784–1794; *Minna Ruckenstein/Mika Pantzar*: Beyond the Quantified Self: Thematic Exploration of a Dataistic Paradigm. In: *New Media & Society* 19 (2017), Heft 3, S. 401–418; *Tamar Sharon/Dorien Zandbergen*: From Data Fetishism to Quantifying Selves. Self-Tracking Practices and the Other Values of Data. In: *New Media & Society* 19, 2017, Heft 11, S. 1695–1709; *Barbara Frischling*: What's your pace? Gedanken zum Forschen mit und über digitale(r) Selbstvermessung. In: *kommunikation@gesellschaft* 19 (2018), Heft 3; *Lisa Wiedemann*: *Self-Tracking. Vermessungspraktiken im Kontext von Quantified Self und Diabetes*. Wiesbaden 2019.
- 20 Vgl. *Corinna Schmechel*: »Der vermessene Mann?«: Vergeschlechtlichungsprozesse in und durch Selbstvermessungspraktiken. In: *Duttweiler* et al., wie Anm. 19.



*riod Tracker, Women's Log* oder *Woom* – Namen, die ganz unterschiedliche Assoziationen zur Menstruation aufrufen. Auch ihr mehrheitlich feminisiertes Design ruft Assoziationen auf.<sup>21</sup> Unabhängig davon helfen Zyklus-Apps bei der Beobachtung, Analyse und Vorhersage von Menstruationszyklen. Ihre Bandbreite reicht von einfachen Kalenderprogrammen bis hin zu fortgeschrittenen Anwendungen zur Verfolgung von Fruchtbarkeitssymptomen, von denen einige zusammen mit Sensoren für eine optimierte Körpertemperaturmessung angeboten werden. Primär dokumentieren und verarbeiten Zyklus-Apps Daten, die basierend auf den Selbstbeobachtungen der Nutzenden von diesen per Hand eingegeben werden.<sup>22</sup> Hierfür steht in den Apps eine breite Palette von menstruations- und lebensstilbezogenen Tracking-Kategorien zur Verfügung. Die Apps bieten dann auf dieser Basis prognostische Berechnungen (etwa zum fruchtbaren Zeitfenster), erlauben die Visualisierung von Zyklusdaten und beinhalten bisweilen zusätzliche Informationen zur Menstruationsgesundheit, Community-Funktionen oder die Option, Zyklusdaten geräteübergreifend mit Vertrauten zu teilen.

In ihrer Fülle sind Zyklus-Apps im Sinn eines Genres zugleich vielgestaltig und ähnlich. Neben dem von mir verwendeten Sammelbegriff Zyklus-App existieren die Bezeichnungen: Menstruations-, Fruchtbarkeits- oder Ovulations-Kalender-App, Perioden-, Zyklus-, Eisprung- oder Fertilitäts-Tracker, Verhütungs- oder Frauengesundheits-App. Als kategorisierende Benennungen unterscheiden sie sich eher in Nuancen, werden uneinheitlich und oft parallel verwendet. Teils deuten die Bezeichnungen auf Motive für die Zyklusbeobachtung (Empfängnisverhütung vs. Kinderwunsch) oder auf Zielgruppenmarketing. Zudem verweisen sie auf eine verschiedene starke Fokussierung und Reduktion von Menstruationsgesundheit und menstruierenden Körpern auf (deren) Reproduktionsfähigkeit.

Weiter werden Zyklus-Apps der unübersichtlichen Kategorie der Gesundheits-Apps zugerechnet, unter der auch Fitness-, Wellness- und Lifestyle-Apps subsumiert werden. Diese richten sich meist an ›gesundheitsbewusste‹ Nutzende, zielen auf einen aktiven, gesundheitsfördernden Lebensstil und greifen neoliberale Vorstellungen von Gesundheit unterschiedlich dezidiert auf.<sup>23</sup> Häufig erlauben Gesundheits-Apps die Beobachtung, Messung und Auswertung gesundheitsbezogener Daten, knüpfen an etablierte Praktiken der Selbstvermessung an und überführen diese ins Digitale.

---

21 Zyklus-Apps lassen sich nicht nur aufgrund ihrer häufig pinken Farbgebung als hochgradig vergeschlechtlichte Technologien klassifizieren. Geschlechtsspezifische Annahmen spiegeln sich in ihrem Fokus auf den fruchtbaren weiblichen Körper oder im Vokabular und den Symbolen, die in Tracking-Kategorien und zur Ansprache der Nutzenden verwendet werden.

22 Ein Unterschied zu Self-Tracking-Apps mit Sensoren, die Körper automatisiert messen und als Daten erfassen.

23 Zum unscharfen Begriff Gesundheits-App vgl. *Evers-Wölk/Oertel/Sonk*, wie Anm. 18, S. 31–33. Es sei angemerkt, dass die Abgrenzung zum Begriff Medizin-App problematisch ist.

Parallel gelten Zyklus-Apps als *Femtech*; ein Begriff der Ida Tin zugeschrieben wird, die eine populäre Zyklus-App mitgründete. In der aktuellen begrifflichen Verwendung umfasst Femtech technische Innovationen, die die Gesundheit von Frauen unterstützen.<sup>24</sup> Die damit verbundene Frage, wie Technologien sein müssten, um sich als feministisch zu qualifizieren, ist dabei keineswegs neu.<sup>25</sup> Es ließe sich hervorragend darüber streiten, ob das Fem in Femtech für feministische oder eher feminine Technologien steht. Primär wird der Begriff indes auf die wachsende Femtech-Branche und das Marktpotenzial von ›Technologien für Frauen‹ bezogen.<sup>26</sup> Das erinnert an die ökonomische Verwertung von mobilen Apps, die für Zyklus-Apps besonders bezüglich der Kommodifizierung intimer Daten kritisch diskutiert wird.<sup>27</sup>

Die skizzierten, thematischen Einordnungen verdeutlichen, dass es sich bei Zyklus-Apps um ein in mehrfacher Hinsicht facettenreiches App-Genre wie spannungsgeladenes soziotechnisches Gefüge handelt. Deborah Lupton lieferte einen ersten Problemaufriss zu Self-Tracking-Apps im Bereich Sexualität und Reproduktion.<sup>28</sup> Aktuelle empirische Studien zu den materiellen und semiotischen Alltagspraktiken rund um die Nutzung von Zyklus-Apps unterstreichen wie Apps an neuen Formen und Praktiken der Wissensproduktion zu menstruierenden Körpern und deren Vermittlung und Rekonfiguration als fruchtbar und kalkulierbar beteiligt sind und situieren Zyklus-Apps inklusive ihrer ambivalenten Effekte der Selbstgestaltung im Spannungsfeld historischer und aktueller Körper-, Reproduktions- und Datenpolitiken.<sup>29</sup>

24 *Kathrin FolkenDt*: So What Is Femtech, Anyways?! (5.9.2019). URL: <https://femtechinsider.com/what-is-femtech/> (Stand: 12.1.2022). Für eine kritische Diskussion vgl. *Paro Mishra/Yogita Suresh*: Datafied Body Projects in India. Femtech and the Rise of Reproductive Surveillance in the Digital Era. In: *Asian Journal of Women's Studies* 27 (2021), Heft 4, S. 597–606.

25 Vgl. *Linda L. Layne/Sharra L. Vostral/ Kate Boyer* (Hg.): *Feminist Technology*. Urbana 2010.

26 Vgl. *Bérénice Magistretti*: Frost & Sullivan: Femtech Could Become a \$50 Billion Market by 2025. (8.3.2018). URL: <https://venturebeat.com/2018/03/08/frost-sullivan-femtech-could-become-a-50-billion-market-by-2025/> (Stand: 12.1.2022).

27 *Coding Rights* bezeichnet Zyklus-Apps als ›data sucker‹: *Natasha Felizi/Joana Varon*: Menstruapps. How to Turn Your Period into Money (for Others). (o.J.). URL: <https://chupadados.codingrights.org/en/menstruapps-como-transformar-sua-menstruacao-em-dinheiro-para-os-outros/> (Stand: 12.1.2022).

28 *Deborah Lupton*: Quantified Sex. A Critical Analysis of Sexual and Reproductive Self-Tracking Using Apps. In: *Culture, Health & Sexuality* 17 (2014), Heft 4, S. 440–453.

29 Vgl. *Josie Hamper*: ›Catching Ovulation‹. Exploring Women's Use of Fertility Tracking Apps as a Reproductive Technology. In: *Body & Society* 26 (2020), Heft 3, S. 3–30; *Hannah Rothaus*: Aushandlungen von Schwangerschaftsverhütung im Kontext digitaler Selbstbeobachtung. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 11 (2020), S. 1–93; *Laetitia Della Bianca*: The Cyclic Self. Menstrual Cycle Tracking as Body Politics. In: *Catalyst: Feminism, Theory, Technoscience* 7 (2021), Heft 1, S. 1–21; *Katrin Amelang*: (Not) Safe to

## Von Apps zu Aufgaben: Problemlösungen, Aneignungen und Skripte

Eine weitere, funktionelle Rahmung von Apps zur Zyklusbeobachtung sei erwähnt, um zur empirischen Erforschung mobiler Apps überzuleiten. Wie andere mobile Apps werden Zyklus-Apps oft als eine bequeme, zweckdienliche softwarebasierte Lösung für eine spezifische Aufgabe präsentiert. Die zugrundeliegende Idee bis Erwartung, dass sich jedes Problem technisch lösen lasse, wurde im Werbeslogan »There is an app for that«<sup>30</sup> auf eine griffige Formel für Apps gebracht, während Evgeny Morozov genau diese Idee als »technical solutionism« kritisierte.<sup>31</sup> Morris und Elkins teilen diese Kritik, sehen in der »micro-functionality« von Apps (ihren Zuschnitt auf eine kleine, begrenzte Aufgabe) aber einen Grund für ihr unauffälliges Einfügen in Alltagsroutinen.<sup>32</sup> Für Kulturanthropolog\*innen wie STS-Vertreter\*innen ist diese alltägliche Einbettung von Technik zuallererst eine empirische Frage. Bezogen auf Apps als Problemlöser ist dann zu fragen, welche Aufgabe sie (versprechen zu) lösen, für wen dies überhaupt eine Aufgabe ist, wer das Problem wie definiert und einschätzt sowie mit welchen (Neben-)Effekten die Lösung per App einhergeht.

Vom Alltag statt von der App aus denkend, plädieren Daniel Miller und Kolleg\*innen in ihrer zehn Länder umfassenden Ethnografie zum Smartphone dafür, die Aufgabe(n) in den Fokus zu rücken; sei es doch das Alltagsleben, das gemeistert werden müsse und eben Aufgaben, die dafür erledigt und bewältigt werden müssen – mit und ohne App.<sup>33</sup> Sie zeigen, dass ihre Informant\*innen für gesundheitsbezogene Alltagspraktiken ganz andere Apps zur Hilfe nehmen als (Health-)Apps, die genuin für diesen Zweck entwickelt wurden.<sup>34</sup> Mehr noch: »[M]any apps [...] have been designed in so open fashion that only through the creative imagination of users do the possibilities within an app emerge into light.«<sup>35</sup> Obwohl ich diese fürs Fach typische Betonung von Nutzungsperspektiven durchaus schätze, lassen sich mobile Apps allein aus ihrer Anwendung heraus nur begrenzt verstehen – besonders wenn man der oben angeführten Auffassung folgt, dass Technik »erst in ihren konkreten Produktions- und Nutzungskontexten geformt« und stabilisiert wird.<sup>36</sup>

---

Use: Insecurities in Everyday Data Practices with Period-Tracking Apps. In: *Hepp et al.*, wie Anm. 14, S. 297–321.

30 Mit diesem Slogan, der schnell zum populären Scherz und geflügelten Wort avancierte, wurde 2009 das iPhone 3G beworben und indirekt Apples 2008 eröffneter App Store.

31 *Evgeny Morozov*: To Save Everything, Click Here: The Folly of Technological Solutionism. London 2014.

32 *Morris/Elkins*, wie Anm. 6, S. 76–77.

33 *Daniel Miller et al.*: The Global Smartphone. Beyond a Youth Technology. London 2021, S. 86.

34 Ebd., S. 88.

35 Ebd., S. 80.

36 *Jörg Niewöhner/Estrid Sørensen/Stefan Beck*: Einleitung, Science and Technology Studies – Wissenschafts- und Technikforschung aus sozial- und kulturanthropologischer

In Bezug auf Technikentwicklungsprozesse hilft Madeleine Akrichs Skript-Konzept, demzufolge Entwickler\*innen ihre Vorstellungen von potenziellen Nutzungen und Nutzer\*innen in Technik einschreiben und dadurch das Anwendungssetting materiell wie diskursiv vorstrukturieren.<sup>37</sup> Skripte werden dabei keineswegs technikdeterministisch verstanden; Nutzende können in ihren eigensinnigen Praktiken anderes tun als Entwickelnde intendieren (und tun dies auch). Dennoch gestalten solche sich in Technik materialisierenden Annahmen mit, was ein technisches Gerät oder Programm sein und mit ihm getan werden kann. So zeigt Natasha D. Schüll, anhand von Beobachtungen und Gesprächen auf Technikmessen, welche Ideen von gesundem Verhalten in den Visionen der Entwickler\*innen neuer Fitness-Wearables artikuliert werden und die weitere Technikgestaltung und Vermarktung vorantreiben.<sup>38</sup> Alisa Fluhrer arbeitet mittels Interviews sowohl die (Gründungs-)Narrative, Vorstellungen, Werte und Erwartungen von Zyklus-App-Produzent\*innen heraus als auch welche Machtverhältnisse und Politiken sich auf diese Weise in den Apps materialisieren und von ihnen angestoßen werden.<sup>39</sup>

Deshalb greift es zu kurz, die kulturanthropologische Erforschung von Apps auf deren Aneignung zu reduzieren und dies methodisch zu begründen: »From an ethnographic perspective, however, an app is only what users *actually do with it*.«<sup>40</sup> Stattdessen lautet die Aufgabe, wie die Ko-Konstruktion und dynamische Aushandlung der Umgangsweisen mit und Bedeutungen von Apps an der Schnittstelle von Entwicklung und Nutzung ethnografisch in den Blick zu bekommen ist.

### *Durch vielgestaltige Einsätze und Begegnungen Apps folgen*

Doch wie lässt sich als Forscherin einer mobilen App begegnen? Wie können Apps in den Forschungsprozess einbezogen werden? Wo lässt sich ansetzen und was sind potenzielle Zugänge? Ein typisch ethnografisches Vorgehen vertreten Miller et al., in deren vergleichender Teamforschung das Smartphone im Untersuchungsfokus steht: je 16-monatiger Aufenthalt in einer Community, Teilnahme am täglichen Leben, Beobachtungen und Gespräche zum Umgang mit Smartphones, inklusive Apps; das Ergebnis ist eine reichhaltige Ethnografie von Nutzenden und Nutzungen. Wie ich erörtert

---

Perspektive. In: Stefan Beck/Jörg Niewöhner/Estrid Sørensen (Hg.): *Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung*. Bielefeld 2012, S. 9–48, hier S. 41.

37 Akrich formulierte das Skript-Konzept im Rahmen der Akteur-Netzwerk-Theorie. *Madeleine Akrich: Die De-Skription technischer Objekte*. In: Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld 2006, S. 407–428.

38 *Natasha Dow Schüll: Data for Life. Wearable Technology and the Design of Self-Care*. In: *BioSocieties* 11 (2016), Heft 3, S. 317–333.

39 *Alisa Fluhrer: Politics of Fertility-Tracking Apps. A Qualitative Study with Founders and Developers*. Unveröff. MA-Arbeit: Europäische Ethnologie, HU Berlin, April 2018.

40 *Miller et al., wie Anm. 33, S. 85, Hervorheb. i. O.*

habe, müssen mobile Apps aber auch als Ware und als Daten-Knotenpunkte untersucht werden, als Element soziotechnischer Ensemble, die Datenpraktiken organisieren.<sup>41</sup> Dafür kann es produktiv sein, einer App entlang verschiedener Stationen (wie Entwicklung, Design, Vermarktung, Vertrieb, Zirkulation, Verhandlung, Nutzung) zu folgen.

Zu denken ist hier an die Aufforderung von George Marcus in seinem programmatischen Entwurf einer multi-sited ethnography, »follow the thing« als einen Modus der Konstruktion von Untersuchungsräumen zu verstehen, bei der er sich unter anderem auf die Zirkulation von Dingen entlang kapitalistischer Warenketten und auf die Wissenschafts- und Technikforschung bezieht.<sup>42</sup> Hierzu passt die Losung der Akteur-Netzwerk-Theorie, »den Akteuren zu folgen«,<sup>43</sup> auch den nichtmenschlichen: »whatever form they might take, whatever they might become and wherever they might go«. <sup>44</sup> Im erwähnten Risiko-Score-Projekt haben wir genau das getan, um die situative, praktische Auffächerung unseres Forschungsobjektes in dessen Herstellung, Verwendung und Zirkulation zu fassen zu bekommen. Dazu haben wir den Score immer wieder an verschiedenen Orten und in verschiedenen Begegnungen lokalisiert und durch verschiedene Dokumente und Visualisierungsformen hinweg verfolgt. Mittels dieses *Follow-the-algorithm*-Ansatzes haben wir gezeigt, dass sich Algorithmen genauso aufgrund ihres dynamischen Zusammenspiels mit Daten ändern wie durch die Heterogenität der Personen und Institutionen, die mit ihnen umgehen.<sup>45</sup> Auf mobile Apps bezogen, kritisieren Dieter et al. hingegen den »follow«-Ansatz von Marcus, da Apps zwar für Nutzende wie stabile Objekte erscheinen mögen, als digitale Objekte aber stets nur innerhalb eines »technischen Milieus« existieren und es daher weniger darum ginge, ihnen an verschiedene *sites* zu folgen, als sie in diesen Infrastrukturen jeweils (neu) zu situieren.<sup>46</sup> Wie das mit technischer Versiertheit in einem größeren interdisziplinären Team gelingen kann, zeigt ihr Vorschlag für eine multisituierte App-Forschung, bei dem indes aus kulturanthropologischer Sicht (reale) Nutzer\*innen und alltägliche Nutzungskontexte zu blass und aufgrund ihres Fokus unberücksichtigt bleiben. Da mobile Apps als multiple, soziotechnische Objekte stets materiell und semiotisch »unterwegs« sind und hervorgebracht werden, finde ich die Follow-Metapher für die kulturanthropologische Erforschung von Apps dennoch produktiv.

---

41 *Kitchin*, wie Anm. 14, S. 24–26.

42 *George Marcus*: Ethnography in/of the World System. The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95–117, hier S. 106–108.

43 *Bruno Latour*: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt am Main 2007, hier S. 28.

44 *Andrew Barry*: The Translation Zone. Between Actor-Network Theory and International Relations. In: *Millenium* 4 (2013), Heft 3, S. 413–429, hier S. 426.

45 *Katrin Amelang/Susanne Bauer*: Following the Algorithm. How Epidemiological Risk-Scores Do Accountability. In: *Social Studies of Science* 49 (2019), Heft 4, S. 476–502.

46 *Dieter et al.*, wie Anm. 12, S. 2.

Im Detail heißt das, den soziotechnischen App-Verknüpfungen und der Zirkulation von Apps entlang verschiedener Praktiken und durch verschiedene Kontexte hindurch nachzugehen. So folgte Della Bianca einem Fruchtbarkeits-Tracker sowie den Beziehungen, in die dieser eingebettet ist.<sup>47</sup> Im Gegensatz zu ihr und zur Risiko-Score-Studie konzentrierte ich mich beim Verfolgen von Zyklus-Apps mehr auf die Nutzungs- und Verhandlungskontexte als die Produktionsseite mobiler Apps. Diese Entscheidung war vorrangig dadurch begründet, dass ich mich nicht auf eine einzelne App oder Nutzer\*innen-Community festlegen wollte, da es mir um die Vielfältigkeit der Praxis App-gestützter Menstruationsbeobachtung und um Zyklus-Apps als Genre ging. Mit Hugh Gusterson lässt sich meine Forschungspraxis als *polymorphous engagement* bezeichnen.<sup>48</sup> Er prägte den Begriff bezüglich seiner limitierten Zugänge in seiner ethnografischen Studie zu einem US-amerikanischen Atomwaffenforschungslabor und plädierte in methodologischen Debatten zur Zentralität teilnehmender Beobachtung für ein weites Verständnis von ethnografischer Feldforschung. Mit »polymorphous engagement« meint er ein multilokales, methodisch heterogenes Forschen, konkret: »interacting with informants across a number of dispersed sites, not just in local communities, and sometimes in virtual form; and it means collecting data eclectically from a disparate array of sources in many different ways.«<sup>49</sup> Für mich beinhaltete dies vielerlei Formen der Begegnung und Beteiligung, ein Pendeln zwischen wechselnden Akteuren, Sites und Situationen und das Zusammenlesen und Nebeneinanderstellen vielfältiger Dokumente und Materialsorten.

Forschungssites verstehe ich dabei weiterhin als Einsatzpunkte für Forschungsinteraktionen, selbst wenn diese gemäß ihrer (technisch vermittelten) Formen der Kommunikation und Begegnung oder in Intensität und Verbindlichkeit variieren. Mein Vorgehen umfasste zum einen übliche Feldforschungsaktivitäten, etwa unzählige Gespräche und Diskussionen mit Menschen, die auf ganz verschiedene Weise mit Zyklus-Apps zu tun haben, die Teilnahme an Workshops und Weiterbildungen (z.B. zur Sexualaufklärung oder Familienplanung), Recherchen in Massen- und sozialen Medien und die Beschäftigung mit wissenschaftlichen, datenschutzrechtlichen, aktivistischen oder popkulturellen Texten und Formaten. Zum anderen ging es darum, mobilen Apps als digitalen Objekten zu begegnen, etwa über öffentliche Software-Repositoryn, ihre Nutzungs- oder Anwendungsschnittstellen. Auf drei Formen der Forschungsinteraktion mit Zyklus-Apps – via App-Stores, Bedienoberflächen und Interviews – werde ich kurz eingehen.

---

47 Della Bianca: Fertilité informatisée: le tracking des corps entre théories et pratiques. Dissertation Universität Lausanne, September 2022.

48 Hugh Gusterson: Studying up Revisited. In: PoLAR, 20 (1997), Heft 1, S. 114–119.

49 Ebd., S. 116.

## *App Stores: Apps besichtigen*

Einen zentralen Startpunkt bieten zweifelsohne die bunten, proppenvollen, unüberschaubaren und zugleich hochgradig strukturierten Marktplätze für mobile Apps: App-Stores. In den weltweit größten von ihnen sind Millionen Apps verfügbar.<sup>50</sup> Obwohl die meisten kostenlos heruntergeladen werden können, wachsen die Umsätze der App-Industrie:<sup>51</sup> über bezahlte Downloads, In-App-Käufe, Premium Services, In-App-Werbung, Abo-Modelle und den Verkauf von Nutzer\*innen-Daten; App-Stores verdienen durch Zugangsgebühren und Provisionen. Apps in App-Stores zu begegnen, bedeutet sich mit ihrer Monetarisierung und ökonomischen Seite zu beschäftigen. Zudem treffen auf den digitalen Vertriebsplattformen Anbietende und Nutzende von Apps, Software und Hardware, Datenflüsse, technische Protokolle, Geschäftsmodelle und Regularien zusammen. Deshalb sind sie auch für die Erforschung von Apps als Teil soziotechnischer Datengefüge interessant.

Was die Feldforschung angeht, waren App-Stores dynamische Rechercheorte, an denen ich regelmäßig vorbeischaute. Sie lieferten Einblicke in Zyklus-Angebot, Informationen zu Hersteller\*innen (Selbstdarstellungen, Vermarktungsstrategien) sowie Details zu einzelnen Apps – ihren Funktionen, technischen und datenschutzrechtlichen Details (Voraussetzungen, Versionen, Zugriffsrechten), ihrem Design (Screenshots) und ihrer Popularität (Download-Zahlen<sup>52</sup>, Bewertungen). Die Einsichten, die ich über App-Stores und daran anknüpfende Recherchen erlangte, nutzte ich für den Vergleich ausgewählter Zyklus-Apps, ein Mapping des Genres sowie des wechselseitigen Zusammenspiels etlicher Beteiligten in der App-Gestaltung, zum Beispiel Feedbackschleifen zwischen App-Updates und Bewertungen durch Nutzende oder die Anpassung der Rahmung von Apps nach schlechter Presse. Dabei ging es eher um einen Überblick, Versuche der Systematisierung und das Herstellen und Nachverfolgen von Verbindungen als um Vollständigkeit. Insofern waren meine wiederholten App-Store-Besuche unterschiedlich motiviert: zum spontanen, fokussierten Nachschlagen oder als regelmäßiger Check-In; um Veränderungen spezifischer Apps und des Zyklus-App-Genres mitzubekommen oder um sich mit lose oder streng formulierten Beobachtungsauftrag in den dynamischen App-Store-Untiefen (und darüber hinaus) explorativ treiben zu lassen. Was sich in App-Stores

---

50 Im 1. Quartal 2021 ca. 3,4 Mio. (Google Play Store), ca. 2,2 Mio. (Apple App Store); Zahlen veröffentlicht auf Statista am 27.1.2022: <https://www.statista.com/statistics/276623/number-of-apps-available-in-leading-app-stores/> (Stand: 27.1.22).

51 Es wird geschätzt, dass mobile Apps bis 2023 mehr als 935 Mrd. US-Dollar an Einnahmen generieren werden; veröffentlicht auf Statista am 25.9.2021: <https://www.statista.com/forecasts/1262892/mobile-app-revenue-worldwide-by-segment> (Stand: 12.1.2022).

52 Es ist anzumerken, dass mobile Apps ebenso schnell heruntergeladen wie wieder gelöscht oder vergessen werden können. Abgesehen von den angezeigten Download-Zahlen fehlen öffentliche Zahlen zur tatsächlichen Nutzung. App-Statistiken und Marktanalysen sind für Forschende nur begrenzt verfügbar und bilden in der App-Ökonomie inzwischen ein eigenes kostenpflichtiges Segment.

finden lässt und angezeigt wird oder wie man Apps begegnen kann, hängt vom Zugang ab (von welchem Endgerät, Betriebssystem und Land aus, via Smartphone-Dienst oder Webbrowser, via Interface für Nutzer\*innen oder Programmierer\*innen), von den angebotenen Modi des (Durch-)Suchens (mittels Suchabfrage, Kategorien, Rankings und Empfehlungen) und nicht zuletzt von den vorherigen App-Store-Aktivitäten oder der Smartphone- und App-Nutzungshistorie der Forscherin (Stichwort Personalisierung). Hinsichtlich der Frage der Zugänglichkeit ist die dynamische Gestalt und wechselnde Zusammensetzung von App-Stores daher nicht allein eine praktische Herausforderung, sondern zwingt dazu dedizierter über Beobachtungspositionen und situierte Wissensproduktion nachzudenken.

### *Bedienoberflächen: Apps durchlaufen*

Die zentrale Interaktion mit mobilen Apps findet über ihre Bedienoberflächen (*graphical user interface*) statt. Um Zyklus-Apps nicht nur hinsichtlich des Inhalts oder Design zu analysieren, sondern sie in Aktion zu erkunden, probierte ich zwischen 2017 und 2019 etliche von ihnen ausführlicher aus. Ich testete je zwei bis drei Apps parallel für circa drei bis vier Monate, indem ich sie intensiver nutzte, dazu mit Daten ›fütterte‹ und Angebote für Aktivitäten und Interaktionen durchspielte. Später ließ ich sie im Hintergrund ›mitlaufen‹, konsultierte sie sporadisch, bevor ich sie fortan ignorierte oder löschte, während ich mit den nächsten Apps neu begann. Nachvollziehen wollte ich dabei zum einen Inhalte, Funktionen, Kalkulationen und Personalisierungen, zum anderen offenkundige Skripte oder Eindrücke dazu, wie Nutzende seitens der App adressiert, navigiert, informiert und angeleitet werden. Im ersten Durchgang entwickelte ich ein grobes Nutzungsschema mit Punkten zur Fokussierung, dahingehend mit welchen Standardeinstellungen man startet, welche Trackingkategorien verfügbar und wie sie angeordnet und bebildert sind, welche Prognosen und Visualisierungen es gibt; wie (häufig) an Dateneinträge erinnert wird; welche Rolle Werbung spielt et cetera. Weiter experimentierte ich mit Selbstbeobachtungsdaten oder ›wilden‹ Einträgen als Resultat aus (un-)geplanten Undiszipliniertheiten meines Self-Tracking.

Generell lässt sich die Verwendung des Schemas mit dem Einsatz eines Leitfadens vergleichen: Meine Aufmerksamkeiten und Fragen während der Tests veränderten sich nicht nur in der Interaktion mit den wechselnden Apps, sondern auch mit den Gesprächen, die ich parallel mit Nutzer\*innen oder auch Befürworter\*innen und Kritiker\*innen führte sowie durch die Lektüre diverser Medienbeiträge, Empfehlungslisten, Tests oder Rezensionen zu Zyklus-Apps. Weiter stellte mich die Dokumentation meiner Nutzung vor eine typische Herausforderung: Einerseits erlaubt ein Smartphone massenhaft ›Beobachtungsdaten‹ auf einfache Weise zu archivieren, andererseits ging es wie bei jeder Feldforschung darum, nicht einfach ›alles‹ (Verfügbare) zu sammeln, sondern zu entscheiden, was ich wie als forschungsrelevant fest-



halte.<sup>53</sup> Obgleich es sich im strengen ethnografischen Sinne nicht um eine teilnehmende Beobachtung handelte, lernte ich ebenfalls durch längere und wiederholte Interaktionen, strategische Einsätze, unvorhergesehene Ereignisse und sich herauskristallisierende Muster. Nach einem anfänglichen ›Datenrausch‹ aus unzähligen Screenshots kehrte ich bald zum Feldnotizen-Modus zurück, via digitaler Text- und Audionotizen, Stift und Papier.

Nachdem ich meine App-Test-Praxis geklärt hatte, lerne ich die »Walkthrough-Methode« von Ben Light et al. zur Erforschung mobiler Apps kennen: Sie beinhaltet die Untersuchung der Umgebung der erwarteten App-Nutzung (Visionen, Geschäftsmodelle, Regulierung) sowie die Interaktion der Forscher\*in mit der App entlang dreier Stationen (Registrierung, Alltagsnutzung, App-Löschung) und mit Blick auf die Anordnung der Bedienoberfläche, Funktionen und Merkmale, den textlichen Inhalt und Ton sowie symbolische Repräsentationen.<sup>54</sup> Ihr Vorschlag bietet über die digitale Medienforschung hinaus eine hilfreiche Systematik, besonders für die Analyse kultureller Werte und Vorstellungen von Nutzungen der App als Oberfläche. Aus alltagswissenschaftlicher Perspektive ist die Art des App-Durchlaufens und Verlassens auf die Forscher\*in als analytische Nutzer\*in (ähnlich wie autoethnografische Ansätze) hingegen begrenzt. Während der Selbst-Testung der Zyklus-Apps waren es gerade die parallelen Gespräche mit Nutzenden und der gemeinsame Blick auf ihre App, die mir neue Impulse gaben und den Blick auf meine App-Interaktionen wiederholt herausforderte und verschob.

Miller et al. hingegen regen ein App-bezogenes Durchlaufen des Smartphones an: In »App-Interviews« besprachen sie mit ihren Gegenübern anhand der jeweiligen (Start-)Bildschirme jede auf dem Gerät installierte App und erfuhren dadurch, welche Apps überhaupt wie genutzt oder vergessen werden und welche Anlass für Geschichten gaben.<sup>55</sup> In den von mir geführten Interviews habe ich zwar öfter danach gefragt, es aber eher den Interviewten überlassen, wie viel sie ihre App zeigen und einbeziehen – präsent, nur einen Handgriff entfernt, war ihr Smartphone allemal. Rückblickend würde ich heute ein gemeinsames App-Durchlaufen-Interview befürworten, um die Forscher\*in-Interaktion mit der App durch Kollektivierung zu stärken und Forschungsteilnehmende mit ihren App-Interaktionen systematischer einzubinden.

### *Was macht die App im Interview?*

Zyklus-Apps waren der thematische Aufhänger, um miteinander ins Gespräch zu kommen, und der zentrale Gegenstand, um den die Gespräche mit App-Nutzenden kreisten, die ich bei verschiedensten Gelegenheiten führ-

---

53 Vgl. auch Markham, wie Anm. 1, S. 439–440.

54 Ben Light/Jean Burgess/Stefanie Duguay: The Walkthrough Method. An Approach to the Study of Apps. In: new media & society 20 (2018), Heft 3, S. 881–900.

55 Miller et al., wie Anm. 33, S. 80.

te. Nur zum Teil handelte es sich um formale Interviews. Viele Gespräche über das Zusammenspiel von mobilen Apps, Menstruationserfahrungen und Datenpraktiken fanden spontan und improvisiert, mitunter mit mehreren Personen gleichzeitig in verschiedenen sozialen Umgebungen und Interaktionen als Teil meines professionellen wie privaten Alltags statt und führten zu Empfehlungen weiterer Gesprächspartner\*innen. Diese informellen ethnografischen Interviewsituationen reichten von unzähligen, teils mehrfachen kürzeren Gesprächen bis hin zu mittlerweile 40 konzentrierteren Gesprächen von maximal 30 Minuten, die ich mittels Gedächtnisprotokollen oder (Audio-)Notizen festhielt. In all den Gesprächen selbst wurde das Smartphone unterschiedlich oft zur Hand genommen: als Erinnerungsstütze, um sich per App einer getätigten Aussage zu vergewissern, um mir etwas zu zeigen oder die App gemeinsam zu inspizieren. Die App ließe sich hier, wie oben erwähnt, gezielter als kollaboratives Werkzeug produktiv machen.

Gleichzeitig ›verschwand‹ die App so manches Mal – so jedenfalls mein erster Eindruck angesichts der vielfältigen Geschichten, Positionen und Alltagspraktiken rund um zyklisches Bluten, angesichts biografischer Anekdoten, Erzählungen zu Sexualität, Verhütung und Kinderwunsch, zum Erleben von Menstruationssymptomen, dem Austausch von Mythen und Hausmitteln oder der Diskussion und Kommentierung gesellschaftlicher Menstruations- und Reproduktionsdiskurse. Das bedeutet nicht, dass meine Fragen zu Zyklus-Apps und App-basierten Datenpraktiken unzureichend beantwortet worden wären; auch auf weitere mobile Apps und App-Nutzungspraktiken wurde durchaus Bezug genommen. Aber was heißt es, wenn die App im App-Interview entwischt? Eine Interpretation wäre, dass die App doch eher Anlass als Gegenstand der intimen Gespräche war und zugleich deutlich wird, wie Zyklus-Apps einen (neuen) Einblick in alltägliche Menstruationsgeschichten und -praktiken geben können. Apps wären dann ein Instrument oder Zugriffspunkt für die Alltagsforschung. Bei der Analyse des entstandenen Materials fiel indessen auf, dass Apps in die aktualisierte Deutung dieser Geschichten miteingeschrieben sind und das gegenwärtige ›doing‹ von Menstruationsbiografien mitgestalten. Für die App-Forscherin wäre das In-den-Hintergrund-Treten der App dann eher ein Zeichen für die Veralltäglichung von Apps. Um zu verstehen, warum ihre alltägliche Einbettung so gut funktioniert, macht es Sinn, die App (zurück) ›ins Gespräch‹ zu holen – via Nachfragen und dem gemeinsamen ›Durchlaufen‹ der App sowie durch den Wechsel der Forschungssituation, hin zu anderen Kontexten der Nutzung, Produktion und Verhandlung von Zyklus-Apps.

### *Fazit: Wie Apps und digital gestaltete Alltage erforschen?*

Der Aufhänger meines Beitrages war die Frage, wie sich digitale Objekte wie mobile Apps alltagswissenschaftlich fassen und erforschen lassen. Im ersten Teil habe ich diese Frage theoretisch-konzeptionell erörtert und betont, dass Apps nicht nur als informationstechnische oder soziokulturelle Artefakte, sondern als Datenknotenpunkte und Ware und besonders als dynamische

soziotechnische Gefüge ernstgenommen werden müssen. Im Fokus steht dann ihre Gestalt und Gestaltung durch unterschiedliche Beteiligte, Umstände und das Zusammenspiel von Produktions- und Nutzungsweisen. Im zweiten Teil habe ich dafür plädiert, Apps auf vielgestaltige Weise zu folgen – dahin, wo sie rekonfiguriert, aktualisiert und relevant gemacht werden – und am Beispiel von Zyklus-Apps einige empirisch-orientierte Zugriffspunkte für die Begegnung mit Apps vorgestellt. Dazu gehörten neben Gesprächen und Beobachtungen in verschiedenen Settings und der Auseinandersetzung mit diversen Quellen oder Materialsorten drei Vorschläge für App-spezifischere Forschungsinteraktionen: Apps via App-Stores zu besichtigen und so in ihrer Vielfalt und ihren Verbindungen zu kartieren; sie via ihrer Bedienoberflächen autoethnografisch testend zu durchlaufen; und sie als mitgestaltendes, kollaboratives Werkzeug im Interview zu nutzen. Insgesamt habe ich eher ausschnitthaft, potenzielle Zugänge für eine App-Forschung skizziert, die sich sowohl was ihre ethnografische Dichte als auch ihre Beschreibung von Verbindungen betrifft, ergänzen ließen. Kollaborative Team-Forschungen wären hierfür angemessener, ob vergleichend mit Fachkolleg\*innen über verschiedene Settings oder einzelne Apps hinweg oder im partizipatorischen Sinne mit Forschungsteilnehmer\*innen.<sup>56</sup> Alles zusammengenommen liefere ich somit keinen Appell für neue Methoden in der Erforschung digitaler Alltage.

Meine Auseinandersetzung mit mobilen Apps lässt sich zwar als ein konzeptionelles Ringen mit einem ›wenig greifbaren‹ Forschungsgegenstand beschreiben und als eine forschungspraktische Herausforderung, was die Schaffung von Gelegenheiten der Begegnung und Interaktion mit vernetzten, instabilen Softwarepaketen oder mobilen, privaten ›Zwischendurch‹-Praktiken angeht. Weniger verbinde ich mit Apps (oder digitalen Technologien) hingegen eine Erschütterung des Werkzeugkoffers kulturanthropologischer Feldforschung, den ich hinsichtlich seines Methodenrepertoires stets als vielfältig und flexibel einsetzbar verstanden und genutzt habe. Wie in der Konzeption jeder Feldforschung ging es um generelle Fragen der Konstruktion und Eingrenzung des Feldes, dessen Verortung und Zeitlichkeit, um Zugänge, Formen der (Ko-)Präsenz und Partizipation als Forscherin oder um forschungsethische Entscheidungen. Ich folge hier George Marcus und James Faubion, die kulturanthropologische Feldforschungspraxis als Designprozess konzeptualisieren, der im Prozess des Werdens nicht von einem von vorneherein gesetzten methodischen Verhalten abhängt, sondern von den Bedingungen und Erfordernissen der Forschungsfrage.<sup>57</sup> Es sind genau diese Notwendigkeiten, die in der digitalen Anthropologie eine nicht mehr

---

56 Zu letzterem Punkt und der von mir nicht diskutierten Nutzung von Apps als Werkzeug oder Verbündete im Feldforschungsprozess (z. B. für Kommunikation oder Dokumentation) siehe Collins et al., wie Anm. 5.

57 James D. Faubion/George Marcus (Hg.): *Fieldwork Is not What It Used to Be: Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*. Ithaca/London: 2009, hier S. 25–28; S. 161–164.

nur physische Ko-Präsenz für Partizipation und Interaktion verlangen wie erlauben.<sup>58</sup> Hierauf können wir mit der Innovation neuer Methoden reagieren, viel mehr rücken jedoch die Annahmen und Möglichkeiten der bisherigen Verwendung von Methoden in den Blick.

In meinem Beitrag ging es trotz der Besonderheiten des digitalen Forschungsgegenstandes und Forschens in digitalen verflochtenen Alltagswelten nicht um neue, gar genuin digitale Methoden, sondern um den erweiterten Einsatz von Feldforschungsmethoden in digitalen Settings. Genauso ist dann meine nonchalante Antwort auf die Frage der Erforschung digital gestalteter Alltage zu verstehen: erst einmal so, wie wir sonst auch Alltag(e) untersuchen. Das ist kein Plädoyer dafür, digitale Methoden komplett zu verwerfen oder zu ignorieren, was Kolleg\*innen (diverser Disziplinen) tun. Stattdessen ist es, eine Erinnerung an den »pragmatischen Dilettantismus« kulturanthropologischer Feldforschungspraxis<sup>59</sup> und der Vorschlag, je nach Forschungsanliegen ruhig erst einmal mit dem Einsatz unserer Methoden und Zugänge zu experimentieren und diesen Einsatz, je nach Forschungsanliegen und mitunter undiszipliniert, fürs Digitale auszubauen oder zu verschieben.



Dr. Katrin Amelang  
Institut für Ethnologie und Kulturwissenschaft  
Universität Bremen  
Enrique-Schmidt-Str. 7  
28259 Bremen  
amelang@uni-bremen.de

---

58 Vgl. auch *Fleischhack*, wie Anm. 8, S. 207–208.

59 *Gusterson*, wie Anm., S. 116.

# DIGITALE LANDWIRTSCHAFT UNTERSUCHEN. METHOD(OLOG)ISCHE ÜBERLEGUNGEN ZU EINEM NEUEN FORSCHUNGSFELD

Ina Dietzsch

Der Schweizer Bauernverband warb 2019 mit einem Plakat, auf dem ein Landwirt, eine Kuh und ein digitales Tablet zu sehen sind. Der dazugehörige Slogan lautete: »Wenn meiner Kuh etwas nicht passt, schickt sie mir eine SMS.« Indem auf diesem Plakat Neuverhandlungen der Verhältnisse von Mensch-Tier-Technologie so unmittelbar augenfällig werden, zielt es direkt ins Herz der Fragestellungen des Forschungsprojekts »Verhandeln, verdateln, verschalten. Digitales Leben in einer sich transformierenden Landwirtschaft«<sup>1</sup>, in dem ich zwischen 2018 und 2020 am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel tätig war. Inspiration zu diesem Projekt hatten vor allem Überlegungen gegeben, die von Stephen J. Collier und Andrew Lakoff unter dem Begriff »Regimes of Living«<sup>2</sup> verhandelt werden. Die Autoren verstehen darunter dezentralisierte biopolitische Macht- und Regierungsformen, in denen Leben definiert, in Problemszenarien und Lösungsmodellen die Zukunft von Leben gedacht, dabei ethische Fragen des guten Lebens mitverhandelt und spezifische Politiken, wie Leben in Praktiken auf- und ausgeführt werden soll, legitimiert werden. Während Collier und Lakoff dies aber auf die Aushandlung menschlichen Lebens beziehen, ging unsere Perspektive darüber hinaus, indem sie von der Grundthese geleitet war, dass digitale Technologien die gesellschaftlichen Naturverhältnisse und Verständnisse von Leben so radikal verändern, dass ihre Grenzen in Frage stehen. Das als explorative Forschung angelegte Projekt ging der Frage nach, wie sich solche Veränderungen und Verhandlungen adäquat beschreiben lassen.

---

1 Das Projekt wurde von Schweizerischen Nationalfonds finanziert und unter der wissenschaftlichen Leitung von Walter Leimgruber und Ina Dietzsch durchgeführt. Zudem waren Moritz Doling als Doktorand und Deborah Bösch mit ihrer Masterarbeit daran beteiligt.

2 *Stephen J. Collier/Andrew Lakoff: On Regimes of Living.* In: Aihwa Ong/Stephen J. Collier (Hg.): *Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems.* Malden MA 2008, S. 22–39. »Regimes of living [...] are situated configurations of normative, technical, and political elements that are brought into alignment in problematic or uncertain situations. A given regime provides one possible means, and always only one among various possible means, for organizing, reasoning about, and living ›ethically‹ – that is, with respect to a specific understanding of the good. Regimes of living have a certain systematicity or regularity – like a diet, a medical regime, or a set of exercises – that gives them a provisional consistency or coherence. But they do not necessarily have the stability or concrete institutionalization of a political regime. Rather, they may be conceived as abstract congeries of ethical reasoning and practice that are incited by or worked in problematic situations, taking diverse actual forms« (ebd., S. 31).

Zwei analytische Verständnisse von Leben waren dabei von zentraler Bedeutung. Einerseits bezog sich Leben auf die alltägliche Lebensführung von in der Landwirtschaft Beschäftigten. Wo und wann wird im agrarischen Zusammenhang programmiert, gerechnet und digitale Technologie überhaupt eingesetzt? Und wie kommen digitale Technologien in die Betriebe? Wie werden sie selbstverständlicher Teil landwirtschaftlicher Arbeit – oder eben auch gerade nicht?

Andererseits interessierte das Leben im biologischen Sinne beziehungsweise im Sinne einer molekularen Anthropologie. In diesem Fall standen die Grenzen und Verhältnisse zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen, zirkulierenden Substanzen und biotechnologischen Modifikationen im Vordergrund. Es schlossen sich Fragen danach an, wie sich wissenschaftliches Wissen mit digitaler Technologie verflucht, wie damit Zugangsweisen zu »Leben« (re-)konfiguriert werden und was mit der Trennung zwischen »Natürlichem« und »Kulturellem« in Bezug auf Wissen, Vorstellungen und Selbstverständlichkeiten von Leben geschieht. Ich möchte im Folgenden vor allem die methodologischen Fragen diskutieren, die sich aus den besonderen Charakteristika der Landwirtschaft als Ort der Erforschung von Digitalisierung ergeben.

Das methodische Konzept des Projektes folgte den Grundannahmen einer »Anthropology of the Contemporary«<sup>3</sup>, bei der es darum geht, im Entstehen begriffene Zusammenhänge und Muster zu beschreiben. Diese wurden im Rahmen eines kollaborativen, praxeografischen Forschungsdesigns<sup>4</sup> erforscht. In Abgrenzung zur Ethnografie rückt die Praxeografie nicht Akteure oder soziale Kollektive ins Zentrum der Analyse, sondern die Praktiken sowie die Konstellationen und ›Gefüge‹, aus denen diese erwachsen. »Situationen, Konstellationen, Raum und Zeit, Objekte und Verhältnisse werden nicht vorausgesetzt, sondern aus der Verwobenheit unterschiedlicher Praktiken und der Involviertheit der Forschenden darin konstruiert.«<sup>5</sup>

Eine auf diese Weise verstandene Praxeografie schließt auch an ein breites, ethnologisch begründetes Verständnis von Ethnografie an, das diese als theoriegenerierendes Genre der Wissensproduktion versteht.<sup>6</sup> In diesem Sinne hatte sich das Forschungsprojekt zur Digitalisierung in der Landwirtschaft zur Aufgabe gemacht, die aktuellen, vielfältigen Wandlungen im Rahmen von Landwirtschaft als Assemblage praxeografisch zu erforschen und dabei in den Blick zu nehmen, wie verschiedene ›regimes of living‹ zusammen-

---

3 *Paul Rabinow*: *Marking Time. On the Anthropology of the Contemporary*. Princeton/Oxford 2008.

4 *Michi Knecht*: *Ethnographische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie*. In: Stefan Beck/Jörg Niewöhner/Estrid Sørensen (Hg.): *Science and Technology Studies*. Bielefeld 2012 (= *Verkörperungen/MatteRealities*), S. 245–274, hier S. 256 f.

5 Ebd., S. 258.

6 Ebd., S. 249.

treffen, welche für ein neues Verständnis von (digitalisiertem) Leben zentral sind. Um diese Vielfalt erfassen zu können, wurden entsprechend vielfältige methodische Techniken eingesetzt.<sup>7</sup>

### *Digitalisierung der Landwirtschaft als »promissory assemblage«*

Betrachten wir das Material genauer, das während des Projektes gesammelt wurde, so finden wir zunächst einmal alles, was mehr oder weniger aus medialen Darstellungen und aus der Digitalisierungsforschung mit Perspektive auf Alltag bereits bekannt ist. (1) Die gesetzlich vorgeschriebene Erfassung in der nationalen Tierdatenbank und die Ohrmarken als deren Kennzeichnung können als digitale Minimalausrüstung gelten, welche sich überall in den Betrieben finden lässt.<sup>8</sup> (2) Wenn in den ausgewerteten Dokumenten ökonomisch im Sinne einer Präzisionslandwirtschaft argumentiert wurde, dann ging es »grundsätzlich immer darum [...], relevante Parameter [...] durch unterstützende Sensorik schneller, präziser und günstiger zu erfassen, als dies der Mensch tun könnte«<sup>9</sup>. (3) Mit dem Einsatz von Push-up-Alarmen verändern sich Nähe- und Distanzverhältnisse zwischen den Landwirt\*innen, Tieren und Pflanzen. So heißt es beispielsweise in der Werbung einer Software zur Gesundheitsüberwachung von Kühen: »Der Landwirt kann in der Zentrale fragen, ob sein Tier krank ist.«<sup>10</sup> (4) Es ließen sich komplexe Verhältnisse zwischen on- und offline Praktiken beobachten sowie neue und alte Formen der Arbeitsteilung. Bestimmte Routinen wurden dabei an Algorithmen abgegeben. Wo, wie und in welchem Maße dies geschah, war im Wesentlichen abhängig davon, wie es um die Technikaffinität der Landwirt\*innen bestellt war. (5) Für die Nutzung von Apps entstanden

---

7 Explorative Interviews mit ausgewählten Landwirt\*innen und kommentierte Begehungen ihrer Betriebe; (teilnehmende) Beobachtung an verschiedenen Anlässen und Orten (Fachmessen, Meetings von Interessengruppen und Innovationsnetzwerken, Tag der offenen Tür von agrarwissenschaftlichen Forschungseinrichtungen, öffentliche Vorträgen, Kick-off-Veranstaltungen von nationalen Ressourcenprojekten); systematische Online-Recherche der medialen und öffentlichen Repräsentationen digitaler Landwirtschaft in der Schweiz (fortlaufend mit Verfahren der thematischen Inhaltsanalyse sowie den Mapping-Techniken der Situationsanalyse nach Adele Clarke); kollaborative Gespräche mit Software-Anbietern, die dann auch gemeinsam ausgewertet wurden; regelmäßige interdisziplinäre Gespräche zu konkreten Fragen von digitalen Technologien, Programmierung sowie transnationalen Vernetzungen von Unternehmen; explorative, digitale Kartierungen von landwirtschaftlichen Plattformen (exemplarisch Barto, BASF und Swissgenetics); eine experimentierende Winter School zur Auslotung theoretischer Potentiale feministischer Technikkritik sowie Feldforschung in landwirtschaftlichen Lohnunternehmen im Rahmen einer Masterarbeit.

8 <https://www.blv.admin.ch/blv/de/home/tiere/transport-und-handel/tierverkehrskontrolle/registrierung.html> (Stand: 24.12.2021).

9 Lorenz Dürr et al: Kurzbericht: Präzisionslandwirtschaft in Pflanzenbau und Tierhaltung. In: AGRARForschung 12 (10) (2004), S. 484–485.

10 <https://www.smartbow.com/de>. Das Zitat ist nicht mehr auf der Seite zu finden. Die Website wurde inzwischen überarbeitet, das System weiterentwickelt und unter anderem um einen KI-Baustein erweitert.



Abb. 1: Werbung Schweizer Bauernverband, 2019

soziale Beziehungen der Unterstützung, wie im Beispiel eines Landwirtes, dessen kräftige Hände ganz offensichtlich zu groß für das Display seines Smartphones waren und der einen in der Verwaltung arbeitenden Freund regelmäßig seine Meldungen in die Tabellen übertragen lässt, weil dieser das schneller mache, wie er sagte.

Neben diesen eher erwartbaren Beobachtungen, die in ähnlicher Weise bereits aus anderen Forschungen der digitalen Anthropologie bekannt sind, wird vor allem eine Diskrepanz zum eingangs beschriebenen Bild (Abbildung 1) deutlich. Das Tablet in der Hand des Landwirtes zeigt Digitalisierung als eine saubere, reibungslos funktionierende Technologie, die den Landwirt zu einem Kopfarbeiter werden lässt, der sich die Hände nicht mehr schmutzig machen muss. Sowohl die Technologie als auch das Tier befinden sich harmonisch und zum Nutzen von Tier und Mensch voll in der Kontrolle des Landwirtes. Doch nicht nur hatte Technik in landwirtschaftlichen Betrieben wenig von dieser laborähnlichen Sauberkeit, die das Bild suggeriert. Auch beteuerten die meisten befragten Landwirte, dass sie nicht besonders gut mit digitaler Technologie ausgestattet seien. Über Digitalisierung sprachen sie eher in Termini von Möglichkeiten. Dies gilt auch für andere von uns befragte Akteure. Wir fanden Digitalisierung in landwirtschaftlichen Betrieben



als eine noch nicht eingelöste Zukunftsvision, bei marktorientierten ›Digitalisierern‹ als einen Markt von Angeboten und ein begonnenes Werk mit Möglichkeiten weitere Märkte zu eröffnen, in politischen Kontexten mehr als politisches Ziel – ein faszinierendes Imaginäres.

Digitalisierung, so drängt sich hier auf, ist ein Versprechen auf die Zukunft und ruft damit unweigerlich auch eine Anthropologie der Zukunft auf den Plan und damit ein Vorgehen von »Ethnographies of the Possible«<sup>11</sup>. Die Vertreter\*innen einer solchen Anthropology of Futures verfolgen methodisch eine klare Vision:

»Techniques do not refer simply to methods for collecting ›data‹ or learning about how futures are sensed or mythologized. Our techniques need to be theoretical, methodological and interventional, to provide ways of researching futures that attend to the particular in dialogue with theoretical concerns about how futures unfold, and in relation to an interventional and engaged impulse to work towards claiming back alternative futures.«<sup>12</sup>

Auf konkrete Fragestellungen übertragen heißt das, nicht vordergründig danach zu fragen, was ist oder was war, sondern danach, wie die Idee einer digitalisierten Landwirtschaft als eine solche Zukunftsvision entsteht und Überzeugungskraft gewinnt. Einen passenden Rahmen dafür bietet das Konzept der »promissory assemblage«, wie es von Alexa Färber im Kontext von Städten entworfen wurde.<sup>13</sup> Als solche Versammlung mit versprechendem Charakter kann auch die Digitalisierung der Landwirtschaft beschrieben werden: Auch hier werden Ressourcen und Gelegenheiten zentralisiert. Es erscheint ein ganzes Feld von Akteuren und Institutionen, die Legitimations- und Normalisierungsarbeit leisten, um eine Vision als Realität zu etablieren und selbstverständlich werden zu lassen.

So verlockend es sein mag, die Digitalisierung in der Landwirtschaft vor allem in den landwirtschaftlichen Betrieben zu verorten, unsere Exploration hat deutlich gemacht, dass es nicht nur um bäuerliche Arbeit oder die von Software-Herstellung geht, sondern auch um Landwirtschafts- beziehungsweise Digitalisierungspolitik, die Beteiligung von Analytic-Firmen sowie von wissenschaftlichen Einrichtungen anwendungsbezogener Forschung oder auch biologischer Grundlagenforschung. Im Zusammenhang einer »promissory assemblage« lässt sich die Digitalisierung in der Landwirtschaft zudem als begehliches Objekt von imagineering<sup>14</sup> beschreiben, in dem die Digita-

---

11 Rachel Charlotte Smith (Hg.): Design Anthropological Futures: Exploring Emergence, Intervention and Formation. London/New York 2016, S. 14.

12 Ebd., S. 18.

13 Alexa Färber: How Does ANT Help Us to Rethink the City and Its Promises? In: The Routledge Companion to Actor-Network Theory. New York 2020, S. 264–272.

14 Alexa Färber: Urbanes Imagineering in der postindustriellen Stadt: Zur Plausibilität Berlins als Ost-West-Drehscheibe. In: Marc Schalenberg/Thomas Biskup (Hg.): Selling Ber-

lisierung sich für zahlreiche Beteiligte vor allem als »presence in absence«<sup>15</sup> zeigt. In anderen Zusammenhängen ist sie, ähnlich wie Alexa Färber es für urbane Kontexte beschreibt, ein organisatorisches Prinzip, das eine zeitliche Differenz zwischen Gegenwart und Zukunft schafft, welches zugleich in dieser Differenz Erwartungen Platz nehmen lässt und den Blick auf alltägliche Erfahrungen von Kontingenz, Unabgeschlossenheit und Virtualität richtet, auf das Warten in Situationen von »noch nicht«.

Dies kann mit einer kulturwissenschaftlichen Annäherung an Digitalisierung zusammengedacht werden, wie Gertraud Koch sie beschrieben hat. Sie legt dem kulturwissenschaftlichen Zugang zwei grundlegende Digitalisierungsverständnisse zugrunde. Zum einen sei es ein technischer Begriff, »ein technischer Terminus, der die Umwandlung von analogen in diskrete Daten bezeichnet, also in Werte innerhalb eines gestuften Wertesystems beziehungsweise -vorrats, die klar voneinander abtrennbar sind«.<sup>16</sup> Und zum anderen sei Digitalisierung »ein konzeptioneller Begriff [...] im Sinne einer relationalen Anthropologie [...], [in der] Kulturelles, Soziales, Biologisches und Technisches als aufeinander bezogen gedacht und die Erforschung der wechselseitigen Verschränkung angestrebt wird«.<sup>17</sup> Ähnlich argumentieren auch Simone Bignall und Rosi Braidotti, wenn sie für eine systematische Untersuchung von »more-than-human-socialities« plädieren und dafür, dass wir zunehmend in »zoe/geo/techno-oriented frames« denken müssen.<sup>18</sup> Meines Erachtens zeigt gerade die Digitalisierung der Landwirtschaft als Forschungsfeld die Notwendigkeit auf, die Regeln und Logiken dieser wechselseitigen Verschränkungen zu verstehen und zu analysieren sowie die Integration von Menschen, nichtmenschlichen Wesen und automatisierten Informations- und Kommunikationssystemen neu zu denken. Dabei könnte eine symmetrische Herangehensweise von Nutzen sein, wie sie in auf Akteure und Netzwerke orientierten Forschungsansätzen entwickelt wurde, in denen Technik, Wissen und Praktiken in einem Wechselspiel gedacht werden sowie Technik und das Soziale als ebenso gleichursprünglich, wie Verstehen und Praktizieren.<sup>19</sup> Dann gälte es in Rechnung zu stellen, dass

---

lin: Imagebildung und Stadtmarketing von der preussischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt. Stuttgart 2008: S. 279–296.

15 Färber, wie Anm. 13, S. 267.

16 Gertraud Koch: Einleitung: Digitalisierung als Herausforderung der empirischen Kulturanalyse. In: dies. (Hg.): Digitalisierung: Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung. Konstanz/München 2017, S. 7–18, hier S. 7.

17 Ebd., S. 10 f.

18 Rosi Braidotti/Simone Bignall: Posthuman Ecologies. Complexity and Process after Deleuze. New York/London 2019, S. 1.

19 Stefan Beck/Jörg Niewöhner/Estrid Sørensen: Science and Technology Studies: eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012 (= Verkörperungen/MatteRealities); Andréa Belliger/David J. Krieger (Hg.): ANThology: ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006 (= ScienceStudies); Bruno Latour/Gustav Roßler: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main 2007; John Law/John Hassard (Hg.): Actor Network Theory and after.

in einem solchen relationalen Gefüge weder klar ist, was das ›Soziale‹, das ›Biologische‹ oder das ›Technische‹ ist, noch können diese als feste Kategorien angenommen werden. Dies gilt ebenso für das ›Kulturelle‹. Das mit allen diesen Kategorien Erfasste verschmilzt miteinander, bildet neue Vermischungen oder stabilisiert sich in seiner Relationalität und gegenseitigen Abgrenzung. Erst so kann beispielsweise sichtbar werden, wie es als Teil einer Wissensordnung agiert, die zum Beispiel wissenschaftliche Disziplinen genau nach diesen Trennungen unterteilt und dann in ein hierarchisches Verhältnis setzt.

Diese theoretischen Überlegungen der Digitalisierung in der Landwirtschaft als einer »promissory assemblage« werden im Folgenden meine Argumentation leiten. Digitalisierung in der Landwirtschaft ist dann als eine Ansammlung heterogener Konstellationen und Verflechtungsszenarien zu verstehen, in denen Menschen, Materialitäten, Körperlichkeiten und Infrastrukturen interagieren, in denen ontologische Choreografien zur Entstehung, Stabilisierung oder Auflösung von Ordnungen führen, Entitäten stabil oder flüchtig werden, Friktionen und Lücken entstehen.

### *Die Verschmelzung von Menschlichem und Nichtmenschlichem*

Werfen wir noch einmal einen Blick auf das Eingangsbild, auf welchem dem Landwirt die folgenden Worte in den Mund gelegt werden: »Wenn meiner Kuh etwas nicht passt, schickt sie mir eine SMS.« Dies ist ein sehr detailliertes Versprechen, dem ich in diesem Zusammenhang exemplarisch genauer nachgehen möchte. In dem inzwischen zum Standardrepertoire der Akteur-Netzwerk-Theorie gehörenden Aufsatz von Michel Callon<sup>20</sup> beschreibt dieser, wie von Menschen eine Neuansiedlung der Kammmuscheln versucht wird und schließlich misslingt. Obwohl sie (auch) zu seinem Guten gedacht ist, widersetzt sich hier das Leben menschlicher Manipulation. Die Nichtansiedlung ist aber das einzige Mittel, wie über die Spezies hinweg kommuniziert werden kann, und sie ist ganz offensichtlich für die gemeinsame Unternehmung zu wenig spezifisch. Spätestens seit dieser Erkenntnis stellt sich die folgende Frage: Wie können Menschen, die in der Zukunft besser mit der Natur umgehen wollen, die Bedürfnisse anderer Lebewesen ›präziser‹ berücksichtigen, mit denen sie nicht kommunizieren können. Ich mache hier absichtlich den Zusammenhang zum Begriff der Präzisionslandwirtschaft auf.<sup>21</sup> Bisher waren naturwissenschaftliches Wissen und Erfahrung durch

---

The Sociological Review Monographs. Oxford/Malden, MA 1999: Blackwell/Sociological Review.

20 Michel Callon: Einige Elemente einer Soziologie der Übersetzung: Die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieuc-Bucht. In: Andrea Belliger/David J. Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006, S. 135–174.

21 »Präzisionslandwirtschaft (»Precision Farming«) ist ein Sammelbegriff für neue Produktions- und Managementtechniken im Pflanzenbau, die intensiv Daten über den jeweiligen Standort und Pflanzenbestand nutzen. Mit den verfügbaren Techniken wird es

Beobachtung die Quellen, etwas über Lebewesen zu erfahren, mit denen Menschen nicht kommunizieren können. Vieles scheint dabei aber unverstanden zu bleiben. Auch Anna Tsing hat diese Frage beschäftigt. In Bezug auf den von ihr ausführlich untersuchten Matsutake-Pilz kommt sie zu einer folgenreichen Schlussfolgerung. Der Pilz nimmt sich die Freiheit, an bestimmten Orten zu leben und an anderen nicht. Der Freiheitsbegriff, den Tsing dabei wählt, ist der eines Rechtes auf Leben und Gedeihen.<sup>22</sup> Ob diese Übertragung menschlicher Rechte auf andere Organismen zu weit gehe, soll an dieser Stelle nicht debattiert werden.<sup>23</sup> Für mein Argument ist vor allem eines wichtig: Digitale Technologien versprechen hier eine Verbesserung. Und dieses Versprechen lässt sich nicht nur im Zusammenhang der Kommunikation mit Kühen finden, sondern auch an vielen anderen Stellen, zum Beispiel beim Tracking verschiedenster Tierarten, um deren Wanderungsbewegungen zu analysieren oder bei der smarten Bewässerung von Topfpflanzen, wenn davon ausgegangen wird, dass »[d]ie Pflanze selbst sagt, wann sie Wasser braucht.«<sup>24</sup>, wie ich an anderer Stelle ausgeführt habe.<sup>25</sup> Das Versprechen lässt sich auf einen einfachen Satz mit immenser Tragweite bringen: Digitale Technologien ermöglichen uns, mit der Natur zu kommunizieren.

Für das Verhältnis von Mensch und Kuh in unserem Beispiel führt dies zu ambivalenten Befunden. Zum Ersten können wir feststellen: Die Kuh sagt ›wie es ihr geht‹. Das eröffnet zumindest potentiell den Raum dafür, dass die Kühe im Stall den Menschen tatsächlich näher kommen, mit ihnen über digitale Technologien kommunizieren und jenseits von bisherigen Formen von Anthropozentrismus Gemeinsamkeiten zwischen Menschen und Tieren entstehen. Dabei wird das Tier aber anthropomorph und es sollte nicht darüber hinweggetäuscht werden, dass es nicht nur in menschlichem Besitz bleibt. Bei der Kommunikation handelt es sich auch um eine mit Lebewesen, die als Ware in Verwertungslogik und Zuchtoptimierung eingebunden sind. Die Definitionsmacht über die Kommunikation bleibt damit klar in eine anthropozentrische Aneignungs- und Fortschrittslogik eingebunden. Gleich-

---

möglich, einen teilflächenspezifischen, standortangepassten Pflanzenbau durchzuführen, der unter anderem eine höhere Ressourceneffizienz als konventionelle Verfahren aufweist.« <https://www.pflanzenforschung.de/de/pflanzenwissen/lexikon-a-z/praezisionslandwirtschaft-precision-farming-983> (Stand: 28.11.2020). Entsprechend wird in der Tierzucht von »precision livestock farming« gesprochen.

- 22 Anna Tsing: *More-than-Human Sociality: A Call for Critical Description*. In: Kirsten Hasstrup (Hg.): *Anthropology and Nature*. New York/London 2013, S. 27–42.
- 23 Tsing argumentiert: »The idea that freedom as essentially an act of will gets in the way of learning about other forms of freedom. Freedom becomes intentionality and planning. Yet human actions are only rarely executed from a blueprint.« (Tsing 2013: 30) Vgl. dazu auch Alan Rayner: *Degrees of Freedom: Living in Dynamic Boundaries*. 1997.
- 24 [https://www.youtube.com/watch?time\\_continue=4&v=0kbFh4gV3c8&feature=emb\\_logo](https://www.youtube.com/watch?time_continue=4&v=0kbFh4gV3c8&feature=emb_logo) (Stand: 28.11.2020).
- 25 Ina Dietzsch: *Waterworlds revisited*. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 2021, Heft 13 (= *Welt. Wissen. Gestalten. Themenheft zum 42. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Hamburg* 2019), S. 79–95.

zeitig bringt diese Einbindung Menschen und in landwirtschaftlichen Ökonomien genutzte Tiere dennoch und auf eine andere Weise einander näher, denn sie werden zunehmend mit Hilfe ähnlicher Technologien individualisiert und optimiert. Seit den 1980er Jahren ist Menschliches und Tierliches in systematischer Weise zu einem Teil von Biopolitik und Industrialisierung, sowie einer Kapitalisierung von Leben gemacht worden. Die Life Sciences

»haben die Zirkulation von Erbmaterial [...] auf die Welt der Lebewesen insgesamt ausgeweitet und [...] dabei nicht nur Artgrenzen, sondern auch die Reiche von Pflanzen, Tieren und Mikroben durchlässig gemacht. Damit sind aber auch organische Grenzen zur Disposition gestellt, die im 18. Jahrhundert weitgehend als fix und im 19. Jahrhundert als nur in evolutionären Zeiträumen veränderbar angesehen wurden.«<sup>26</sup>

Diese Entwicklung lässt sich nun weiter in Kombination dessen weiterdenken, was Nick Couldry und Ulises Mejias Datenkolonialismus nennen.<sup>27</sup> Nach dem historischen Kolonialismus, so die Autoren, finde derzeit eine neue Kolonialisierung von menschlichem Leben über Datentechnologien statt, die jedoch im Unterschied zu früheren Formen von Kolonialismus nicht mehr an geografische Unterscheidungen von globalem Süden oder Norden, Osten oder Westen gebunden seien. Datenkolonialismus sei »the discovery of new raw material«<sup>28</sup> und die Aneignung und Ausbeutung von immer mehr Aspekten des (nichtmenschlichen ebenso wie des) menschlichen Lebens. Das Argument baut darauf auf, dass Daten nicht als natürlich vorhandene Ressource einfach vorhanden sind. Bevor sie als solche gesammelt und für den Zweck, Mehrwert zu generieren, extrahiert werden können, müssen sie aktiv produziert werden, indem »Datenbeziehungen« geschaffen, forciert und eingegangen werden. Dieser Datenkolonialismus hat eine in die Zukunft reichende Dimension.

»When we refer to data practices as colonizing human life, we refer to the appropriation of data, potentially for profit, in any and all of these areas. But we also intend the term human life to refer to the as-yet-still-open horizon of exploitation over which data colonialism claims future rights: as ever more of our activities and even inner thoughts occur in contexts in which they automatically are made ready for appropriation as data, there is, in principle, no limit to how much of human life can be appropriated and exploited.«<sup>29</sup>

---

26 Hans-Jörg Rheinberger/Staffan Müller-Wille: Technische Reproduzierbarkeit organischer Natur – aus der Perspektive einer Geschichte der Molekularbiologie. In: Martin G. Weiß (Hg.): Bios und Zoe. Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main 2009, S. 18 f.

27 Nick Couldry/Ulises A. Mejias: Data Colonialism: Rethinking Big Data's Relation to the Contemporary Subject. In: Television & New Media 20 (2019), Heft 4, S. 336–349.

28 Nick Couldry/Ulises A. Mejias: The Costs of Connection. How Data is Colonizing Human Life and Appropriating it for Capitalism. Stanford 2019, S. 4.

29 Ebd., S. 5.

Es kann also behauptet werden, dass Menschen den in ländlichen Ökonomien genutzten Tieren noch einen Schritt näher kommen als bisher, indem die Leben beider (sowie deren Verflechtungen) zunehmend durch digitale Technologien in Verwertungslogiken der Datenkolonialisierung eingebunden werden, die neben der Kapitalisierung von Leben im biologischen Sinne, wie sie unter anderem von Nikolas Rose, Susanne Lettow oder Alex Demirovic beschrieben wurde<sup>30</sup>, zusätzlich alle Aspekte des alltäglichen Lebens verdatet und anschlussfähig an den Kapitalisierungsprozess machen. Und an dieser Stelle mag dann auch das entstehen, was Bolinski und Rieger geteilte Verletzlichkeiten nennen<sup>31</sup>, wenn sie feststellen:

»Die Erfahrung von vielfältigen Verletzlichkeiten rückt die Arten näher aneinander, gleicht sie an, egalisiert sie und bricht damit die Dominanz jener anthropologischen Differenz, die hinreichend stabilisiert wurde und so einen Topos der Kulturgeschichte darstellen konnte.«<sup>32</sup>

Für Forschende, die es sich zur Aufgabe machen, ethnografisch Alltagsrealitäten zu untersuchen, erwachsen ernsthafte ethische Fragen, wenn sie sich in die Datenwelten begeben, die daraus entstehen und gegebenenfalls sogar intervenieren wollen: Erstens, inwieweit trägt unser Wissen zu diesem ›bereit‹ Machen für Verwertungslogiken bei? Und zweitens, viele Aspekte alltäglichen Lebens werden im Zusammenhang mit Datenkolonialismus möglicherweise viel präziser sichtbar als durch unser ethnografisch erzeugtes Wissen. Was also werden dann zukünftig neue Fragen für uns sein? Wo genau stehen wir in einem weiteren Feld von »truth-making« und mit welchem Wissen konkurrieren wir dabei?<sup>33</sup>

### *Landwirtschaft als Plattformökonomie*

Digitalisierung in der Landwirtschaft zu untersuchen zwingt auch zu einem anderen analytischen Verständnis von Landwirtschaft. Sie ist eben nicht nur Land-Wirtschaft im Sinne einer industriellen Nahrungsmittelproduktion, die ›Natur‹ verarbeitende Formen von Pflanzenbau und Tierproduktion meint, bei denen die an einen bestimmten Boden gebundenen landwirtschaftlichen

---

30 Alex Demirovic/Mariana Schütt: Editorial: Biokapitalismus. In: PROKLA 178 (2015), S. 2–9; Susanne Lettow: Biokapitalismus und Inwertsetzen der Körper. Perspektiven der Kritik. In: PROKLA 178 (2015), S. 33–49; Nikolas Rose: Was ist Leben? Versuch einer Wiederbelebung. In: Martin G. Weiß (Hg.) Bios und Zoe. Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main 2009, S. 152–175.

31 Ina Bolinski/Stefan Rieger: Eine Lebenswelt von allen für alle. Zur Programmatik der Multispecies Communities. In: Navigationen. Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften 21 (2021), Heft 1, S. 7–30.

32 Ebd., S. 12.

33 Truth-making war Thema der Konferenz der Kommission Digitalisierung im Alltag in der dgv im Jahr 2020, <https://www2.hu-berlin.de/digitaltruthmaking/conference/>, für die hier gestellte Frage siehe besonders den Beitrag von Stefan Groth.

Betriebe ein zentrales Element bilden, auf das sich der Fokus richtet. Verstärkt, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, ist Landwirtschaft auch der Ort von technischer Innovation geworden. Der Agrarhistoriker Frank Uekötter beginnt sein Buch zur Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft mit der folgenden Feststellung:

»Während die technische Ausstattung der meisten Betriebe im späten 19. Jahrhundert kaum über simple Geräte wie Pflug und Wagen hinausreichte, ist die Landwirtschaft im 21. Jahrhundert dank ihrer Ausstattung mit modernster Technik eine der kapitalintensivsten Branchen überhaupt.«<sup>34</sup>

Schon lange verberge sich in weitgehender öffentlicher Unsichtbarkeit zum Beispiel hinter dem »alltäglichen Brot«, ein »riesiges Expertensystem«.<sup>35</sup> Erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts werde dies jedoch im Rahmen eines »Trends zur knowledge-based bio-economy« selbstbewusst auch von den Landwirt\*innen vertreten.

Für das Konzept von Digitalisierung der Landwirtschaft als »promissory assemblage« bedeutet dies, dass auch die ökonomischen Dimensionen von Landwirtschaft in einem komplexen Zusammenspiel verschiedener ökonomischer Formen gedacht werden müssen. Mit einer solchen Perspektive geraten Datenökonomien in den Blick und Landwirtschaft in Form von Plattformökonomie.<sup>36</sup> Als aktive Vernetzungsinfrastrukturen bringen digitale Plattformen systematisch Produzent\*innen verschiedener landwirtschaftlicher Technologien und Geräte mit deren Käufer\*innen beziehungsweise Nutzer\*innen zueinander. Zugleich sind digitale Plattformen damit ein Baustein in einem gesellschaftlichen Prozess, der an vielen Orten zeitgleich die Logik des Matchings im Alltag implementiert, wo diese, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, romantische Sozialkonzepte ablöst.<sup>37</sup> Plattformen sind damit Teile eines gesamtgesellschaftlichen Digitalisierungsprojektes, in dem sich nicht nur verschiedene Logiken, sondern auch Felder überschneiden, in denen ähnliche Logiken wirksam werden.

Plattformen können sehr unterschiedliche Formen annehmen. Dies ist auch in der Landwirtschaft der Fall, wie an den drei Beispielen deutlich wurde, die im Rahmen unseres Projektes in einer Situationsanalyse genauer untersucht und kartiert wurden: BASF Agricultural Solutions, Swisshgenetics und Barto.

---

34 Frank Uekötter: Die Wahrheit ist auf dem Feld: eine Wissensgeschichte der deutschen Landwirtschaft. Göttingen 2010 (= Umwelt und Gesellschaft, 1), S. 12.

35 Ebd.

36 Peter C. Evans/Annabelle Gawer: The Rise of the Platform Enterprise. A Global Survey. 2016; Paul Langley/Andrew Leyshon: Platform Capitalism: The Intermediation and Capitalization of Digital Economic Circulation. In: Finance and Society 3 (2017), Heft 1, S. 11–31.

37 Ina Dietzsch: Digitalisierung in der Landwirtschaft und Neuverhandlungen von Leben. In: Michaela Fenske/Arnika Peselmann/Daniel Best (Hg.): Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten. 2021b, S. 87–112.

Mit Hilfe der Kartierung, wie wir sie hier zum Greifbarmachen der Assemblage einsetzten, ließen sich Vernetzungen sichtbar machen, in denen sich transnationale Hersteller von Traktoren (z.B. Claas oder John Deere) über Softwareanbieter wie 365farmnet verbinden oder BASF mit Anbietern von agrarmeteorologischen Informationen. Es wurde damit möglich detaillierter nachzuvollziehen, wie heterogene Elemente mit/durch die Plattformen miteinander in Verbindung gebracht werden. Die Methode des digitalen Kartierens machte dies besonders deutlich. Die mit dem Programm diagrams.net erstellten Kartografien der auf den Plattformen sich artikulierenden Verbindungen konnten schier unendlich fortgesetzt werden. Immer wieder tauchte noch ein ›Player‹ auf, wurde noch eine Verbindung ›entdeckt‹. Das Tool unterstützte diese Grenzenlosigkeit, indem das zugrundeliegende Raster des digitalen Millimeterpapiers immer wieder erweitert werden konnte. Es hatte keine Grenzen. Das digitale Kartierungstool erlaubte damit auch, dem methodologischen Anspruch an Karten im Sinne Clarkes gerecht zu werden und diese nicht als statische Gebilde, sondern ihre Grenzen und Ordnungen als fluide zu betrachten.<sup>38</sup>

Über die sichtbar werdenden Verbindungen wurden wir auf Prozesse aufmerksam, die sich nun mit einem kulturwissenschaftlichen Begriffsrepertoire wieder gut beschreiben ließen. So erinnert eine ›Helvetisierung‹ bei Barto, die internationale Software-Angebote auf die administrativen und juristischen Besonderheiten der Schweiz ausrichtet, stark an das, was in der Europäischen Ethnologie der 1990er Jahre als Europäisierung diskutiert wurde. Heute können diese Prozesse auch mit dem Begriff der Infrastrukturerierung<sup>39</sup> genauer beschrieben werden, einem Begriff, der es unter anderem erlaubt, die analytische Perspektive von Infrastrukturen als Forschungsobjekt hin zur kontinuierlichen Arbeit zu verschieben, die das zuverlässige Funktionieren von Infrastrukturen überhaupt erst möglich macht.

Einen anderen Prozess, den wir bei BASF beobachten konnten, möchte ich hier Sustainabilisierung nennen. Es handelt sich dabei um die Anpassung des Marketings an gestiegene ökologische Bedürfnisse potentieller Konsument\*innen. Nico Stehr hat die Tendenz zu solchen Anpassungen bereits 2007 als eine »Moralisierung der Märkte« beschrieben.<sup>40</sup> Das Neue und Besondere ist im Vergleich zu dem, was er beschrieben hat, jedoch die digitale Struktur, die die Ansammlung verschiedenster Akteure und Elemente stabilisiert, und all die verschiedenen Bereiche miteinander verbindet. Sie lässt sich als eine Struktur charakterisieren, die sich um die technische Kompatibilität von Datenbanken, um durch Passwörter organisierte Zugangs- und

---

38 Adele E. Clarke/Reiner Keller: Situationsanalyse: Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Interdisziplinäre Diskursforschung. Wiesbaden 2012.

39 Jörg Niewöhner: Perspektiven der Infrastrukturforschung: care-ful, relational, ko-laborativ. In: Diana Lengersdorf/Matthias Wieser (Hg.): Schlüsselwerke der Science & Technology Studies. Wiesbaden 2014, S. 341–352.

40 Nico Stehr: Die Moralisierung der Märkte. Eine Gesellschaftstheorie. Frankfurt am Main 2007.



Rechteverwaltungen oder die Integration verschiedener, bisher nicht oder nur schwierig miteinander korrelierbaren Variablen dreht – und auf eine Analyse zielt, die dann Rat gebend an die Nutzenden weitergegeben wird. Mit Hilfe dieser Struktur wird Landwirtschaft über die Produktion von Ertrags- und Nutzungsdaten zum Beispiel anschlussfähig an die »vast machine« von Klima-, Wetter- und Bodendaten.<sup>41</sup> Hier ist auch der Ort, an dem Technologie nicht mehr einfach als ein »tool we use« verstanden werden kann, sondern selbst als »forms of life«, wie der Agrarsoziologe Michael Carolan vorschlägt.<sup>42</sup>

Das Sich-Einschreiben dieser digitalen Struktur stellt jedoch nicht nur Verbindungen und gegebenenfalls auch ökonomische Abhängigkeiten her, deren Charakter wir verstehen wollen, sondern die Art wie sie es tut, hat Auswirkungen auf bekannte Kulturtechniken des Ordnen und Klassifizierens: Für diese digitale Struktur ist charakteristisch, dass sie in der Logik diskreter Elemente arbeitet (es müssen immer klare Entscheidungen der Zuordnung getroffen werden), und sie folgt einer konsequenten Linearität in der Datenverarbeitung (Computerprogramme können die in sie eingeschriebenen Aufgaben grundsätzlich nur nacheinander ausführen). Noch bleibt damit digitale Datenverarbeitung als Reduktion gegenüber der Komplexität analoger Welten und Verfahren zurück. Doch zum einen wird systematisch versucht, dies durch die Technik des parallel computing auszugleichen. Zum anderen lassen sich auch in der Datenanthropologie bereits Stimmen wie die von Hannah Knox vernehmen, die dafür plädiert, nicht mehr eine Reduktion von Komplexität anzunehmen, sondern sich forschungstechnisch eher jenen hohen Komplexitäten zuzuwenden, die Datenwelten selbst hervorbringen (z. B. im Bereich der Interpretationen von Sensordaten). Knox spricht von »Datenwirklichkeiten«, die es zu untersuchen gilt und in diesem Zusammenhang auch von einem »analytischen Agnostizismus«<sup>43</sup>, der dabei methodisch zur Geltung kommen muss – also die systematische Anerkennung von Nichtwissen. Und so muss die »promissory assemblage« auch daraufhin befragt werden, in welchem Verhältnis versprochene Gewinne in Anschlussfähigkeit/Rekombinierbarkeit zu Gewinnen und Verlusten in Bezug auf Reichhaltigkeit/Variabilitäten nicht nur von Leben, sondern auch von neu entstehenden Wirklichkeiten stehen.

---

41 *Paul N. Edwards*: *A Vast Machine: Computer Models, Climate Data, and the Politics of Global Warming*. Cambridge, Mass 2010.

42 *Michael Carolan*: *The Politics of Big Data: Corporate Agri-Food Governance Meets »Weak« Resistance*. In: Jérémie Forney/Chris Rosin/Hugh Campbell (Hg.): *Agri-Environmental Governance as an Assemblage*. London/New York 2018, S. 195–212.

43 *Hannah Knox*: *Hacking Anthropology*. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 27 (2021), Heft S1, S. 108–126, hier S. 109.

## *Digitalisierung als Wandel in der Ordnung von Wirklichkeiten*

Im E-Seminar der EASA Mediaanthropology List 2018 begannen die Autor\*innen des Diskussionspapiers: »The Digital Turn: New Directions in Media Anthropology« Sahana Udupa, Elisabetta Costa und Philipp Budka mit den folgenden Ausführungen:

»With the advent of digital media technologies, internet-based devices and services, mobile computing as well as software applications and digital platforms new opportunities and challenges have come to the forefront in the anthropological study of media. For media anthropology and related fields, such as digital and visual anthropology, it is of particular interest how people engage with digital media and technologies; how digital devices and tools are integrated and embedded in everyday life; and how they are entangled with different social practices and cultural processes. The digital turn in media anthropology signals the growing importance of digital media technologies in contemporary sociocultural, political and economic processes. [...] the digital turn could be seen a paradigm shift in the anthropological study of media.«<sup>44</sup>

In Anbetracht des bisher Gesagten geht dies meines Erachtens nicht weit genug, weil Digitalisierung hier als ein Medienwandel erscheint, bei dem eine neue Technologie hinzukommt und Kommunikationsstrukturen umbaut. Damit wird suggeriert, dass dafür auch sinnvoll ausschließlich Methoden angewendet werden können, die wie bisher die systematische Integration von Medien in das Ensemble alltäglicher Routinen und Kommunikationsformen ethnografisch untersuchen (z. B. im Rahmen des Konzepts von Polymedia). Das trifft sicher zu, jedoch stellen sich darüber hinaus, wie hier argumentiert wird, grundsätzlichere ontologische Fragen im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Verhältnissen zur Mathematik und zu quantifizierenden Verfahren. Es geht um Verständnisse von Wahrheit, Realität(en), Positionen und Neuordnungen legitimierender Referenzen, so Claus Pias, der sehr deutlich macht, dass sich Wirklichkeitsvorstellungen aus analogen Welten nicht auf digital vernetzte (Welten?) übertragen lassen.<sup>45</sup>

Ich möchte hier noch einmal auf die Argumentation des Daten-Kolonialismus zurückkommen. Datenextraktion bedeutet, wie oben dargelegt, dass Phänomene »bereit« – also anschlussfähig – an digitale Prozessierung gemacht werden müssen. Aus dem so digital Prozessierten und gegebenenfalls Modellierten muss wiederum ein Wissen generiert werden, das für alltägliche Entscheidungen relevant werden kann, die selbst wieder in komplizierten Verflechtungen von analog und digital verortbar sind. Häufig funktioniert dies in einer simulierenden Als-Ob-Logik, die versucht, den

---

44 <https://easaonline.org/downloads/networks/media/63p.pdf> (Stand: 28.11.2020).

45 *Claus Pias*: Das digitale Bild gibt es nicht. Über das (Nicht-Wissen) der Bilder und die informatorische Illusion. In: *Zeitenblicke*. Online-Journal für die Geschichtswissenschaften 2 (2003), Heft 1.

ontologischen Bruch so unmerklich wie möglich zu machen. Ein Beispiel, wie dies genau geschieht, liefert die Verwendung von Apps, mit denen Pflanzen auf bestimmte Pathogene hin untersucht werden können. Die diese App benutzenden Landwirt\*innen werden dazu angeregt, die Pflanzen auf dem Feld so lange mit den Visualisierungen von Pflanzen auf dem Screen zu vergleichen, bis sie keinen Unterschied mehr sehen. Rechnen als Konstruktionsmodus der digitalen Struktur wird dabei normalisiert und in einem Prozess des Blackboxing wird vergessen gemacht, dass das, was wir intuitiv als Bild bezeichnen mögen, hochkompliziert hergestellte und naturalisierte Visualisierungen sind. Von Digitalisierung ›nur‹ als einem Medienwandel auszugehen, birgt zudem die Gefahr, in die ›Bildschirmfalle‹ zu tappen, wie auch an dieser Stelle nochmals ein Blick zurück auf das Eingangsbild zeigt: Digitalisierung im landwirtschaftlichen Alltag wird vorrangig mit Bildschirmen in Verbindung gebracht. Unter anderem bei der Untersuchung smarter Bewässerungssysteme wird aber deutlich, dass Sensorik gerade dabei ist, physische Umgebungen systematisch in Daten zu verwandeln, dass dabei Bildschirme kaum eine Rolle spielen und selbst die Sensoren eher unsichtbar gemacht werden, damit sie die harmonische Ästhetik des Analogen nicht stören. In der Argumentation von Couldry und Mejias scheint mir deshalb noch ein Aspekt von Bedeutung zu sein, den sie eher kurz abhandeln, indem sie Thomas Davenport, einen führenden US-Datenanalysten zu Wort kommen lassen: »Human beings are increasingly sensed« und »sensor data are here to stay.« »Sensing is becoming a general model for knowledge in any domain.«<sup>46</sup> Es werden dabei nicht nur sinnliche Wahrnehmungen von Lebewesen digitalisiert, sondern die Lebewesen und ihre sinnlichen Wahrnehmungen auch systematisch ›sensorisiert‹. Dieses ›sensing‹ und ›sensing‹ umschreibt einen Bereich zukünftiger alltäglicher Praxis, der uns mit methodischen Fragen nicht nur in kollaborative Sphären von Informatik und Biologie führt, sondern auch von Elektrotechnik und Physik. Denn es geht nicht einfach nur um eine Quantifizierung beziehungsweise eine Umwandlung von Körpergefühlen in Zahlen, sondern auch um die Definition der Umrechnungsschlüssel, die legitimer Weise dafür Anwendung finden. Dies umfasst also auch Fragen, wie welche physikalischen Prozesse als Anzeiger für welche Bedürfnisse und Empfindungen gelten können. Eine der bedeutsamsten methodologischen Entscheidungen, die zukünftig zu treffen sein wird, ist die Entscheidung, wie viel Mathematik (und in einem weiteren Schritt auch Informatik, Ingenieurwesen und Naturwissenschaften) wir bereit sind in unsere kulturwissenschaftliche Erforschung alltäglicher digitaler Praxis einzulassen und auf welche Weise.

In folgenden Punkten erscheint es mir sinnvoll, das Verständnis von Sahana Udupa, Elisabetta Costa und Philipp Budka auf der Media Anthropology List zu erweitern: Die dort vorgeschlagene Analyseperspektive bleibt auf solche Praktiken fokussiert, die Menschen als Akteure privilegiert. Dabei tendieren Daten dazu, zu festen Entitäten als Ding/Objekt zu werden und im Bezug

---

46 Couldry/Mejias, wie Anm. 28, S. 8.

auf das Menschen handeln. Zudem kann nicht genug betont werden, dass die Logik der gesamten Wissensproduktion sich verändert: Bei auf digitalen Daten basierendem Wissen geht es immer weniger um Beschreibungen von Gegenwart, die diese Daten so präzise wie möglich repräsentieren sollen, sondern um Wahrscheinlichkeiten und möglichst präzise Vorhersagen der Zukunft, also um prognostisches Wissen. Auch hier lässt sich wieder an die Idee der »promissory assemblage« anschließen. Für die Landwirtschaft formuliert der US-amerikanische Sozialwissenschaftler Michael Carolan es folgendermaßen:

»... the whole point of information gathering in this context is to make accurate (and thus profitable) predictions about the future. This brings us to another emerging field within critical social sciences literature, specifically, on how anticipatory action does not just prepare us for worlds, but creates them.«<sup>47</sup>

### *Feldbegrenzungen – ein vorläufiges Fazit*

In diesem Text wurden methodologische Fragen diskutiert, die sich aus den Befunden einer explorativen Forschung zur Digitalisierung der Landwirtschaft in der Schweiz zwischen 2018 und 2020 ergeben haben. Es wurde deutlich, dass sich mit einem Blick auf Digitalisierung nicht nur gängige Verständnisse von Landwirtschaft oder technologischem Wandel verändern, sondern auch Vorstellungen von dem, was als Mensch, Tier oder Wirklichkeit gilt. Mit einem Bezug zu Färbers »promissory assemblage« wurde zunächst auf die notwendige Zukunftsorientierung von Digitalisierungsforschung verwiesen, dann wurden Momente aufgezeigt, in denen sich die Verhältnisse zwischen Menschlichem und Mehr-als-Menschlichem verändern, neue (daten-)ökonomische Dimensionen ebenso wie neue Wirklichkeiten in Betracht gezogen. Die dargelegten Argumente verweisen auf unzählige neue Fragen und Forschungsfelder und damit auch methodische Herausforderungen: Es besteht kaum Zweifel, dass Forschungsfelder, die zeitlich in Richtung Zukunft geöffnet werden, es noch schwieriger machen, eine Forschung gut zu begrenzen. Zum einen brauchte es deshalb ein reflektiertes Siting-Vorgehen. Ich möchte hier mit Matt Candea<sup>48</sup> argumentieren, der vor einiger Zeit dafür plädiert hat, mehr Gewicht auf Prozesse der (Selbst-)Begrenzung, der Auswahl und der Entscheidungen zu legen, in die alle ethnografisch Arbeitenden, wenn sie ein sinnvolles Argument entwickeln wollen, verwickelt sind; diese deutlicher zu machen und bewusster und intentionaler zu nutzen. Daraus leitet sich meines Erachtens die Notwendigkeit ab, die Feldforschung selbst als Assemblage zu verstehen, als eine sich verdichtende und stabilisierende Praxis, einen Prozess von ›messiness‹ oder in Anlehnung an John Law und Annemarie Mol in der Einleitung zu ihrem Band »Comple-

---

47 Carolan, wie Anm. 42, S. 196.

48 Matt Candea: Arbitrary Locations. In Defence of the Bounded Field-Site. In: The Journal of the Royal Anthropological Institute 13 (2007), Heft 1, S. 167–184.

xities« »eine gut strukturierte Unübersichtlichkeit«.49 Deren Begrenzungen sind dann situativ abhängig zu machen, genauso wie es die oben beschriebene ›unendliche Kartografie‹ erlaubt, von Fragen der Verwertung und Adressierung an ein bestimmtes Publikum, einer gezielten Analyse oder auch wechselnden Fragen.

Zum anderen scheint es mir unerlässlich, dass wenn wir immer den Verbindungen folgen und auf das gegenseitige geglättete anschlussfähig-Machen achten, die Momente unsichtbar bleiben, in denen dies nicht glückt. Im Dunkeln bleiben die Lücken und Schnitte<sup>50</sup> sowie die sich nicht berührenden Ontologien beziehungsweise Universen. Doch Ethnografie wird gerade dort produktiv, wo innerhalb eines komplexen Forschungsfeldes Sinn Grenzen und beim Zusammentreffen verschiedener Ontologien entstehende Lücken verschiedenster Art bearbeitet werden. Bei der Erforschung komplexer Sozialitäten muss deshalb die systematische Erforschung von Verbindungen durch eine ebenso systematische Erforschung von Lücken erweitert werden, was im Kontext einer »promissory assemblage« zwangsläufig zu Fragen von Reflexivität, Machbarkeit, Verwerfungen und Machtverhältnissen führt, wie sie beispielsweise in einer zeitlichen Diskrepanz von Gegenwart und Zukunft aufscheinen oder in Momenten sichtbar werden, in denen die Digitalisierung der Landwirtschaft vor allem durch Abwesenheit präsent ist.



Ina Dietzsch, Prof. Dr.  
Philipps-Universität Marburg  
Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft  
Deutschhausstraße 3  
35037 Marburg  
ina.dietzsch(at)uni-marburg.de

---

49 John Law/Annemarie Mol: *Complexities. Social Studies of Knowledge Practices*. Durham/London 2002 (= *Science and Cultural Theory*).

50 Marilyn Strathern: *Cutting the Network*. In: *The Journal of the Royal Anthropological Institute* 2 (1996), Heft 3, S. 517–535.



# COMPUTERGESTÜTZTE ETHNOGRAFISCHE DATENANALYSE (CEDA). POTENZIALE UND METHODISCHE AFFORDANZEN VON QDA-SOFTWARE IN DER ETHNOGRAFISCHEN FORSCHUNG

Christoph Bareither

Forschende in ethnografisch arbeitenden Disziplinen wie der Empirischen Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie finden sich heute in einer hochgradig digitalen Forschungslandschaft wieder. Das bedeutet einerseits, dass der Untersuchungsgegenstand Alltag selbst zunehmend von digitalen Technologien durchdrungen ist, aber auch, dass mit der Digitalisierung des Alltags zahlreiche digitale Werkzeuge verfügbar werden, durch die sich ethnografische Forschung gestalten lässt. Die Frage, wie wir diese digitalen Werkzeuge nutzbar machen können, wird deshalb zunehmend zentral für den Forschungs- und Lehralltag in der Empirischen Kulturwissenschaft.

Einerseits stellt sich dabei die Frage nach digital-ethnografischen Forschungszugängen im Kontext der Datenerhebung beziehungsweise Feldforschung, also beispielsweise in der teilnehmenden Beobachtung im Internet, bei Online-Interviews oder der ethnografischen Analyse von Social-Media-Daten. Hierzu liegen bereits zahlreiche Publikationen vor.<sup>1</sup> Allerdings zeigt sich in dieser Methodenliteratur dort eine Leerstelle, wo der Forschungsprozess von der Datenerhebung in die Datenanalyse mündet. Seit vielen Jahren greifen Ethnograf\*innen, hier meist im Windschatten der qualitativen Sozialforschung, auf Software zur Datenanalyse zurück. Insbesondere sogenannte Qualitative Data Analysis-Software (QDA-Software) wie *Atlas.ti*, *MAXQDA* oder *Nvivo* (so die Namen der drei international besonders etablierten Programme) hat sich nicht nur in größeren drittmittelgeförderten Forschungsteams, sondern auch in zahlreichen ethnografischen Dissertationen einen festen Platz erworben. In Anbetracht der Forschungsenergie, die zahllose Ethnograf\*innen in die Arbeit mit diesen Programmen investieren, überrascht umso mehr, dass QDA-Software in der Methodendebatte des Fachs kaum Aufmerksamkeit geschenkt wird. Lina Franken hat anhand einer Sichtung von Dissertationen und methodischen Einführungswerken im Fach Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie gezeigt, dass

---

1 Vgl. exemplarisch *Tom Boellstorff* u. a. (Hg.): *Ethnography and Virtual Worlds: A Handbook of Method*. Princeton 2012; *Christine Hine*: *Ethnography for the Internet: Embodied, Embodied and Everyday*. London 2015; *Gabriella E. Coleman*: *Ethnographic Approaches to Digital Media*. In: *Annual Review of Anthropology* 39 (2010), Heft 1, S. 487–505; *Gertraud Koch*: *Ethnografieren im Internet*. In: *Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 367–382.

die »entsprechende Softwarenutzung [...] sowohl in der schriftlichen Darstellung als auch im direkten Gespräch weitestgehend als selbstverständlich dargestellt, jedoch wiederum in einer *layer of silence* nicht ausgeführt oder reflektiert« wird.<sup>2</sup> Wo diese Software in der ethnografischen Methodenliteratur überhaupt angesprochen wird, da stehen (bis auf wenige unten genannte Ausnahmen) meist die technischen Funktionen der Software und nicht die spezifischen Potenziale und analytischen Implikationen dieser digitalen Werkzeuge für den ethnografischen Forschungsprozess im Fokus.<sup>3</sup>

Der vorliegende Beitrag möchte deshalb einen Anstoß für eine Methoden-debatte geben, die sich dezidiert und reflexiv mit der Rolle von QDA-Software in der ethnografischen Forschung auseinandersetzt. Dazu gehe ich zunächst auf die »black box« der Datenanalyse in der Empirischen Kulturwissenschaft ein, skizziere dann kurz die technischen Grundfunktionen von QDA-Software und diskutierte schließlich im Hauptteil, wie ethnografische Grundprinzipien in der Arbeit mit QDA-Software produktiv werden können. Diese Verfahren verstehe ich als Beiträge zu einer »Computergestützten ethnografischen Datenanalyse« (CEDA). Der Begriff dient vor allem als Unterscheidung zu etablierten Bezeichnungen wie »Qualitative Datenanalyse« (QDA) oder auch »Computer-Assisted Qualitative Data Analysis« (CAQDAS).<sup>4</sup> Ich wähle diesen Begriff hier allerdings nicht, um den Anspruch zu erheben, eine eigene Methodologie in strikter Abgrenzung zur qualitativen Datenanalyse zu etablieren – denn die ethnografische baut natürlich auf der qualitativen Datenanalyse auf und profitiert von ihr. Es geht mir stattdessen darum, eine analytische Sensibilität dafür zu schaffen, dass sich ethnografische Datenanalyse durch eigene Spezifika auszeichnet; und dass QDA-Software dabei sowohl gewinnbringende als auch problematische methodische Affordanzen in den ethnografischen Forschungsprozess mit einbringt, auf die ich unten auch aus konzeptueller Perspektive noch zurückkomme.

Während der vorliegende Beitrag methodologische Reflexionen bietet, finden Interessierte eine für Studierende konzipierte (aber auch für andere

- 
- 2 *Lina Franken*: Kulturwissenschaftliches digitales Arbeiten. Qualitative Forschung als »digitale Handarbeit«? In: Dennis Eckhardt u. a. (Hg.): *Digitale Arbeitskulturen*. Rahmungen, Effekte, Herausforderungen. Berlin 2020, S. 107–118, hier: S. 112.
  - 3 So beispielsweise in einem für die Kulturanthropologie einschlägigen Methodenhandbuch, vgl. *Simone Sattler*: Computergestützte qualitative Datenbearbeitung. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 476–487.
  - 4 Vgl. exemplarisch *Susanne Friese*: Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Ruth Ayaß/Jörg R. Bergmann (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Mannheim 2011, S. 459–474; *Stefan Rädiker/Udo Kuckartz*: *Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA*. Wiesbaden 2019, S. 69; *Elif Kuş Saillard*: Systematic Versus Interpretive Analysis with Two CAQDAS Packages: Nvivo and MAXQDA. In: *Forum: Qualitative Social Research* 12 (2001), H. 1, S. 1–21; *Christina Silver/Ann Lewins*: *Using Software in Qualitative Research: A Step-By-Step Guide*. 2. Auflage. London/Los Angeles 2014; *Zdeněk Konopásek*: *Making Thinking Visible with Atlas.ti: Computer Assisted Qualitative Analysis as Textual Practices*. In: *Forum: Qualitative Social Research* 9 (2008), Heft 2, S. 1–21.



Forschende vielleicht anschlussfähige) ›hands on‹-Einführung in einige (aber nicht alle) der hier vorgestellten Überlegungen im Screencast-Projekt CEDA auf der Webseite des Instituts für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin.<sup>5</sup> Das Screencast-Projekt bietet dialogische Videos, die verschiedene Arbeitsschritte der ethnografischen Datenanalyse direkt anhand eines Beispielprojekts nachzeichnen.

### *Ethnografische Datenanalyse als »black box« in der Fachdebatte*

Zunächst möchte ich auf die bisher weitgehend unbeleuchtete Rolle der Datenanalyse in der ethnografischen Methodenliteratur eingehen. Während die Empirische Kulturwissenschaft und ihre nahen Verwandten – unter anderem die Anthropologien, Ethnologien und die qualitative Sozialforschung – zahlreiche Methodenhandbücher generiert haben, die sich mit ethnografischen Methoden der Feldforschung, der Interviewführung, der historischen Ethnografie und anderen Formen der ethnografischen Datenerhebung im Detail auseinandersetzen, wird die Frage nach einer Spezifik der ethnografischen Datenanalyse (die über die Grundlagen der qualitativen Datenanalyse hinausgeht) weitgehend ausgeblendet. Das gilt nicht nur für die digitale Ethnografie und Fragen nach QDA-Software, sondern auf genereller methodischer Ebene, da sich die Reflexion von Datenanalyse in der Ethnografie oft auf die Darstellung etablierter qualitativer Forschungsmethodik beschränkt.

Georg Breidenstein u.a. formulieren deshalb in ihrem einschlägigen Buch »Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung«, dass die Datenanalyse »klassischerweise [...] die *black box* des ethnografischen Forschungsprozesses« ist.<sup>6</sup> Eine nennenswerte Ausnahme zu dieser Regel bieten die Autoren gleich selbst mit einem Kapitel zu Analyse- und Codierverfahren in ihrem Handbuch.<sup>7</sup> Eine zweite prominente Ausnahme bieten Robert Emerson, Rachel Fretz und Linda Shaw mit einem Kapitel zu »Coding and Memoing« im bekannten Handbuch »Writing Ethnographic Fieldnotes«.<sup>8</sup> Letztere sprechen auch dezidiert von »ethnographic coding« und argumentieren damit zumindest implizit, dass sich ethnografische Codierverfahren durch eigene Spezifika auszeichnen (auch wenn sie diese Spezifika nicht explizit herausarbeiten).<sup>9</sup> Dass diese beiden (sehr guten und auch für andere Disziplinen hilfreichen) Handbücher von Autor\*innen verfasst wurden, die überwiegend in der Soziologie verortet sind, unterstreicht meines Erachtens nur die Ab-

---

5 <https://hu.berlin/ceda>.

6 Georg Breidenstein u.a.: Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung, 2. Aufl. Konstanz/München 2015, S. 111.

7 Ebd., S. 124–138.

8 Robert M. Emerson/Rachel I. Fretz/Linda L. Shaw: Writing Ethnographic Fieldnotes, 2. Auflage. Chicago/London 2011, S. 171–200.

9 Ebd., S. 172.

wesenheit der Thematik und die Notwendigkeit einer Fachdiskussion dazu in der Empirischen Kulturwissenschaft.

Beide Handbücher sind sich insofern ähnlich, als sie das ethnografische Codieren grundsätzlich als eine Variante etablierter Datenanalyseverfahren aus der qualitativen Sozialforschung beschreiben. Letztere orientieren sich stark an der seit den 1960er Jahren in der qualitativen Sozialforschung verankerten Grounded Theory Methodology (GTM) von Barney Glaser und Anselm Strauss beziehungsweise an ihrer Weiterführung durch Strauss und Juliet Corbin.<sup>10</sup> Der vorliegende Artikel kann keine eigene Einführung in die durchaus vielschichtigen und heterogenen GTM-Ansätze geben. Ganz grundsätzlich sei hier schlicht festgehalten, dass die GTM die Basis für induktive Datenanalyseverfahren bildet, die aus unstrukturierten Daten heraus Kategorien beziehungsweise Codes generieren und dadurch qualitatives Wissen nachvollziehbar herleiten.

Sowohl Breidenstein u. a. als auch Emerson u. a. orientieren sich in ihrer Beschreibung ethnografischer Datenanalyse eher grob an der GTM, insofern sie ein zweistufiges Verfahren empfehlen (wohingegen einige Versionen der GTM eigentlich mindestens drei Stufen beinhalten): Zuerst werden die in einer Ethnografie gesammelten Daten, also beispielsweise Feldnotizen oder Interviewexzerpte, offen codiert. Das heißt, Forschende lesen Zeile für Zeile ihr (in diesem Fall schriftliches) Material durch und erstellen ohne vorab festgelegte Schemata neue Codes, mit denen sie einzelne Stellen im Material codieren. Es werden induktiv Schlagwörter beziehungsweise Kategorien gebildet, die dann wiederholt in Bezug gesetzt werden zu spezifischen Stellen im ethnografischen Material – in der nichtdigitalen Variante beispielsweise durch Notizen am Textrand oder Karteikartensysteme; in der digitalen Variante durch das computergestützte Codieren. Auf die Phase des offenen Codierens folgt dann die Phase des fokussierten Codierens, in denen Codes zunehmend gebündelt, geschärft, und dadurch sich wiederholende Phänomene aus dem Material herausgearbeitet werden können. Eine zentrale Rolle in der GTM spielen außerdem Memos, durch die beispielsweise Spezifikationen von Codes festgehalten und kontextualisierende Informationen und Interpretationen eingebracht werden. Zusammenfassend schreiben Breidenstein u. a. über das Codieren:

»Codieren ist die Kategorisierungstätigkeit eines Lesers, der aus einem zufällig und chronologisch angewachsenen Datenkorpus allmählich mittels Schlagwörter und Begriffshierarchien eine thema-

---

10 Vgl. u. a. *Barney G. Glaser/Anselm L. Strauss: The Discovery of Grounded Theory: Strategies of Qualitative Research*. New Brunswick/London 2006 [1967]; *Anselm L. Strauss/Juliet Corbin: Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. 2. Auflage. Thousand Oaks/London/New Delhi 1998; vgl. für einen differenzierten Überblick *Jörg Strübing: Grounded Theory: Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens der empirisch begründeten Theoriebildung*. Wiesbaden 2008.

tisch-analytische Ordnung entwickelt und mit ihrer Hilfe ebendiesen Korpus umstrukturiert.«<sup>11</sup>

Beide Handbücher demonstrieren dabei grundsätzlich, wie sich ethnografisch Forschende bei der Auswertung des Datenmaterials an Verfahren der GTM orientieren können, ohne ihr in einer strikten Auslegung einzelner Arbeitsschritte zu folgen. Diese Tendenz findet sich auch in zahlreichen Lehrprogrammen, Abschlussarbeiten und Dissertationen aus der Empirischen Kulturwissenschaft wieder.

Die GTM beinhaltet allerdings sehr spezifische Verfahren innerhalb dieses in ethnografischen Handbüchern eher grob skizzierten Modells, denen ethnografische Arbeiten dementsprechend nicht immer im Detail folgen. In seinem einschlägigen Buch zur GTM schreibt der Soziologe Jörg Strübing pointiert, dass beim Lesen von Studien, in denen die GTM eher als loser Analyserahmen dient, häufig der Eindruck entstehe, »dass man gerade dann gerne nach dem Gütesiegel ›Grounded Theory‹ greift, wenn man selbst nicht so recht weiß, wie man zu Ergebnissen gekommen und welchem Verfahren man dabei gefolgt ist.«<sup>12</sup>

Mit dieser Kritik sind sicherlich nicht nur, aber vermutlich auch ethnografische Texte gemeint. Die Antwort auf diese Kritik muss allerdings nicht darin bestehen, dass die ethnografische Forschung den spezifischen Verfahren der GTM im Sinne ihrer qualitativ-sozialwissenschaftlich arbeitenden Begründer noch besser gerecht zu werden versucht. Im Gegenteil spricht vieles dafür, dass die ethnografische Forschung zwar einerseits auf der GTM und weiteren Verfahren der Datenauswertung aus der qualitativen Sozialforschung aufbauen, darüber hinaus aber auch eigene Zugänge, Verfahren und methodisch-reflexive Positionen zur Datenanalyse entwickeln sollte. Das betrifft nicht allein Verfahren der computergestützten Datenanalyse, aber die Diskussion derselben kann hier einen wichtigen Beitrag leisten.

### *Grundlagen von QDA-Software*

Eine überzeugende Methodologie der ethnografischen Datenanalyse zu entwickeln setzt in der hochgradig digitalisierten Gegenwart der Forschung und Lehre voraus, die spezifischen Möglichkeiten und Bedingungen digitaler Technologien produktiv zu machen. Bisherige ethnografische Methodenhandbücher erwähnen QDA-Software, wenn überhaupt, eher am Rande<sup>13</sup> – genau das trifft auch auf die beiden oben diskutierten Handbücher zu, die sich verhältnismäßig differenziert zu Fragen der ethnografischen Datenanalyse äußern. Das halte ich deshalb für ein Versäumnis, weil die entsprechenden Softwareprogramme wesentlich mehr leisten können, als nur eine digi-

---

11 Breidenstein u. a., wie Anm. 4, S. 138. Vgl. auch Emerson/Fretz/Shaw, wie Anm. 6, S. 172.

12 Strübing, wie Anm. 8, S. 7.

13 Siehe für die Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie auch Franken, wie Anm. 2.

tale Variante von ansonsten nichtdigitalen Codierverfahren zu ermöglichen. Stattdessen argumentiere ich, dass QDA-Software spezifische Potenziale bietet, um die Stärken ethnografischer Datenanalyse produktiv zu machen.

Doch wie funktioniert QDA-Software auf einer technischen Ebene? Die verschiedenen Softwareprogramme haben selbstverständlich unterschiedliche Detailfunktionen, auf die ich hier nicht genauer eingehen kann. In ihren grundlegenden Funktionen sind sie sich aber alle sehr ähnlich. Sie bieten:

- Ein Interface mit einer Ordnerstruktur, über das Daten eingespeist, angesehen und teils bearbeitet werden können; beispielsweise Feldnotizen, Interviewexzerpte, Bilder oder Videos.
- Die Möglichkeit, digitale Codes (Kategorien, Schlagworte) zu erstellen und mit diesen Codes die Daten zu codieren.
- Die Möglichkeit, das induktiv entstehende (oder wahlweise auch dektiv erstellte) Codesystem auf verschiedene Weise zu sortieren, unter anderem durch eine Baumstruktur oder durch die Bildung von Interrelationen zwischen Codes.
- Die Möglichkeit, Memos und Kommentare zu hinterlassen, um das empirische Material oder auch Codes und codierte Stellen weiterführend zu kommentieren und zu analysieren.
- Die Möglichkeit, die codierten Stellen je nach Code anzeigen zu lassen, um die mit dem jeweiligen Code codierten Stellen im Material schnell vergleichen zu können, Bezüge herzustellen und Beispiele für die ethnografischen beziehungsweise qualitativen Beschreibungen auszuwählen.

Diese Grundfunktionen von QDA-Software sind technisch einfach zu verstehen und bereits seit vielen Jahren in dieser Form etabliert,<sup>14</sup> doch sie haben signifikante methodische Konsequenzen für den Prozess der Datenanalyse.

### *Computergestützte ethnografische Datenanalyse*

Herausarbeiten möchte ich im Folgenden, wie im Umgang mit diesen technischen Funktionen die Spezifika ethnografischer Datenanalyse produktiv werden können. Bei der Beantwortung dieser Frage hilft die bestehende Methodenliteratur nur bedingt weiter. Zwar existieren aus der qualitativen Sozialforschung Bücher und Artikel, die sich dezidiert mit digitalen Codierverfahren auseinandersetzen,<sup>15</sup> aber diese streifen die Spezifik ethnografischer Forschung meist nur beiläufig. Meine folgenden Überlegungen bauen deshalb auf meiner ethnografischen Forschungs- und Lehrpraxis mit QDA-Software auf.<sup>16</sup> Ich versuche im Folgenden, mehrere sich überschneidende

---

14 Vgl. zur Geschichte der Entwicklung von QDA-Software auch *Friese*, wie Anm. 3.

15 Vgl. alle in Fußnote 3 genannten Titel.

16 Dazu gehört erstens die Datenanalyse im Kontext meiner eigenen Dissertation, in der ich neben Feldnotizen und Interviews auch Bilder, historische Materialien und *YouTube*-Videos computergestützt ausgewertet habe. Nach der Dissertation arbeitete ich für circa

Dimensionen der ethnografischen Datenanalyse herauszuarbeiten. Auch wenn diese keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit haben, sollen sie exemplarisch zeigen, wie QDA-Software dabei helfen kann, spezifische ethnografische Qualitäten im Prozess der Datenanalyse produktiv zu machen. Zugleich werde ich aber auch auf die Notwendigkeit einer kritisch-reflexiven Haltung gegenüber QDA-Software eingehen.

Um dabei den Einfluss der Software auf die Praxis der Ethnografie begrifflich zu fassen, spreche ich von den methodischen Affordanzen der Software. Mit Affordanzen bezeichnet die digitalanthropologische Forschung die in Technologien (oder materielle Umwelten) eingeschriebenen Praxispotenziale und -beschränkungen, die sich relational zum praktischen Sinn der Akteur\*innen ergeben.<sup>17</sup> Affordanzen schaffen dabei nicht nur Möglichkeiten, sondern fordern auch auf und schränken ein. Mit dem Begriff der methodischen Affordanzen möchte ich darauf hinweisen, dass die durch die Software (mit-)konstituierten Aufforderungen sich auf zum Teil produktive, aber auch auf problematische Weise in methodische Verfahren der Ethnografie einschreiben können.

### *1. Frageperspektiven entwickeln: Induktiver und explorativer Anspruch*

Eine Grundkonstante ethnografischer Forschung ist ihr induktiver und explorativer Anspruch. Auch wenn erfahrenen Ethnograf\*innen durchaus bewusst ist, dass jedes Forschungsinteresse bereits deduktive Anteile hat, so verpflichtet der ethnografische Ansatz, die Welt und die Menschen darin gewissermaßen erst einmal selbst zu Wort kommen zu lassen. Ethnografie arbeitet aus dem Alltag heraus, anstatt ihm analytische Vorannahmen und Hypothesen ›überzustülpen‹. Nun stellt sich die Frage, welche Rolle computergestützte ethnografische Datenanalyse in diesem Prozess spielen kann.

Viele Methodenhandbücher, sowohl für qualitative Sozialforschung als auch beispielsweise die beiden oben diskutierten Handbücher für ethnografische Forschung, gehen explizit oder implizit davon aus, dass der Datenanalyseprozess nach der Datenerhebung einsetzt. Also: zuerst wird Material gesammelt, es werden Fragestellungen entwickelt, und so weiter – danach wird ausgewertet. Ethnografische Methodentexte betonen allerdings, dass sich

---

ein Jahr im Bereich Forschung und Vernetzung bei der Herstellerfirma einer QDA-Software (MAXQDA) und war für zahlreiche Workshops sowie Projektconsultings in diesem Feld verantwortlich. Danach arbeitete ich an der HU Berlin und inzwischen an der Universität Tübingen an weiteren ethnografischen Projekten, in denen QDA-Software eine zentrale Rolle spielt, und leite Forschungsteams in der gemeinsamen Anwendung von QDA-Software an. Außerdem spielte und spielt computergestützte ethnografische Datenanalyse seit mehreren Jahren eine zentrale Rolle für mich in der Betreuung von BA-, MA-Arbeiten und Promotionen sowie bei der Durchführung von Projektseminaren beziehungsweise Studienprojekten.

17 Vgl. als Überblick *Christoph Bareither: Affordanz*. In: Timo Heimerdinger/Markus Tauschek (Hg.): *Kulturtheoretisch Argumentieren. Ein Arbeitsbuch*. Münster/New York 2020, S. 32–55.

Datenerhebung und Datenanalyse in permanenter Zirkulation befinden. Erkenntnisse aus der Datenanalyse werfen Fragen auf und prägen so die nächste Phase der Datenerhebung, und so weiter. Aber wo beziehungsweise wann setzt dann die digitale Datenanalyse mit QDA-Software ein?

Ich argumentiere, dass eine produktive computergestützte ethnografische Datenanalyse schon zu Beginn des Forschungsprozesses einsetzen kann und nicht erst als Abschluss der Datenerhebung. Ethnografische Datenanalyse ist sehr gut dafür geeignet, Ethnograf\*innen schon bei den ersten induktiven Schritten im Feld zu begleiten und ihnen dabei zu helfen, Frageperspektiven für ihre Forschung zu entwickeln.

Dafür ist relevant, welche analytische Funktion eigentlich ein ›Code‹ in der ethnografischen Datenanalyse einnimmt. In der qualitativen Sozialforschung werden Codes häufig als ›Kategorien‹ verstanden, die zwar induktiv gebildet, dann aber im Sinne einer zunehmenden »theoretischen Sättigung« konkretisiert werden und letztlich die empirisch begründete Theorie (Grounded Theory) hervorbringen.<sup>18</sup> Entsprechend werden in einschlägigen Methodenhandbüchern zum Umgang mit QDA-Software – beispielsweise im 2019 erschienenen Buch »Analyse qualitativer Daten mit MAXQDA« von Stefan Rädiker und Udo Kuckartz – die Begriffe ›Codes‹ und ›Kategorien‹ weitgehend synonym verwendet.<sup>19</sup>

Dem entgegen möchte ich für die ethnografische Datenanalyse vorschlagen, Codes nicht als Kategorien, sondern als ›analytische Perspektiven‹ zu verstehen. Der Unterschied besteht darin, dass eine analytische Perspektive nicht den Anspruch ihrer eigenen Objektivierbarkeit erhebt (was eine ›Kategorie‹ zumindest implizit suggeriert). Wenn Codes als analytische Perspektiven verstanden werden, werden sie stattdessen so operationalisiert, dass sie induktiv die analytischen Möglichkeiten erschließen, die das ethnografische Material bietet. So werden sie dem Anspruch des offenen, ethnografischen Codierens als »suchendes Herantasten an das Datenmaterial, das analytische Ideen generiert«<sup>20</sup> besonders gerecht.

Vereinfacht an einem Beispiel aus meiner eigenen Forschung zum »Holocaust Denkmal« in Berlin gesprochen: wenn ich ein erstes exploratives Interview ethnografisch codiere und eine Passage darin über digitale Bildpraktiken an Gedenkstätten mit dem Code ›Emotionen‹ verbinde, dann halte ich damit zunächst einmal fest, dass diese Stelle auf produktive Art und Weise in Hinblick auf ihre emotionale Dimension hin befragt werden kann. ›Emotionen‹ ist keine objektive Kategorie, die das Material erzwingt, sondern eine analytische Perspektive, die ich an das Material herantrage. Es könnte auf das gleiche Material auch eine ganz andere Perspektive eingenommen werden. Indem Codes auf diese Weise genutzt werden, um Fragen

---

18 Vgl. zusammenfassend *Strübing*, wie Anm. 8, S. 33–34.

19 Vgl. *Rädiker/Kuckartz*, wie Anm. 13, S. 69.

20 *Breidenstein* u. a., wie Anm. 4, S. 129.

an das Material schlaglichtartig festzuhalten, helfen sie herauszufinden, zu welchen Frageperspektiven das Material überhaupt ›etwas hergibt‹. Hilfreich kann dabei sein, zusätzlich die mit einem Code verbundene Frageperspektive schriftlich festzuhalten, beispielsweise über Memos zu einem Code. In diese Frageperspektiven fließen dann gegebenenfalls auch bestehende Wissensbestände und analytische Konzepte (siehe unten) mit ein – so verbindet sich die induktive und explorative Suchbewegung mit konkretisierenden analytischen Überlegungen.

Ich betone noch einmal, dass damit keine strikte Unterscheidung zu Ansätzen der GTM getroffen wird, welche ebenfalls induktive analytische Verfahren umsetzen. Für die ethnografische Forschung ist der induktive und explorative Anspruch aber im Regelfall noch konstitutiver. Im Gegensatz zu qualitativ-sozialwissenschaftlichen Studien, die oft mit klar definierten Forschungszielen in die Codierung starten, macht es für ethnografische Studien daher Sinn, durch die Codierung bereits das Entdecken ihrer Felder zu unterstützen.

Grundsätzlich ließe sich ein solch früher Einstieg in die Datenanalyse auch ohne die Hilfe von QDA-Software realisieren. Was also ist die Spezifik der computergestützten Datenanalyse in diesem Feld? Für die Phase des explorativen Forschens ist zentral, dass die methodischen Affordanzen von QDA-Software einen leichten, explorativen und – was hier durchaus positiv gemeint ist – spielerischen Einstieg in die Analyse des Materials begünstigen. Insofern Codes schnell erstellt und auch wieder gelöscht sind, haben Ethnograf\*innen hier wenig zu verlieren und potenziell viel zu entdecken. Allerdings setzt das voraus, dass Ethnograf\*innen sich dieser Funktion von QDA-Software auch bewusst sind. Behandeln sie ihre eigenen Codierungen in dieser frühen Phase des Codierens nicht ›spielerisch‹, sondern zu ›ernst‹ – um in der Metapher zu bleiben –, dann entsteht schnell die Gefahr, über die im Programm erzeugten Sichtbarkeiten spezifischer Ausschnitte zu vorschnellen Schlüssen zu kommen. Die nötige kritisch-reflexive Haltung bezüglich der Vorläufigkeit früher Codierungen vorausgesetzt, kann die computergestützte Analyse aber den stark induktiven und explorativen Charakter ethnografischer Forschung stützen oder noch erweitern.

## *2. Ethnografische Interaktion & Pendeln zwischen Nähe und Distanz*

An die Phase der Entwicklung von Frageperspektiven schließt sich meist eine Phase der zunehmenden Fokussierung in zirkulären Codier Kreisläufen an. Einschlägige ethnografische Methodenhandbücher orientieren sich dabei, wie oben beschrieben, an einer Phase des fokussierten Codierens, wie sie auch in der GTM eine zentrale Rolle einnimmt.<sup>21</sup> Ganz praktisch heißt das, dass zunehmend spezifische Codes in den Vordergrund treten und eine

---

21 Vgl. Breidenstein u. a., wie Anm. 4, S. 162; Emerson/Pretz/Shaw, wie Anm. 6, S. 172.

analytische Schlüsselfunktion einnehmen. So werden nach und nach zentrale Phänomene im Material herausgearbeitet.

Grundsätzlich ist es auch für die ethnografische Datenanalyse hilfreich, dieser zunehmend fokussierenden Bewegung zu folgen – sie kann dabei aber auch einem spezifischen Anspruch ethnografischer Forschung gerecht werden. Denn Ethnografie möchte das Feld nicht vermeintlich ›objektiv‹ abbilden, sondern mit ihm und seinen Akteur\*innen in Interaktion treten. Zentral dafür ist das Aushandeln zwischen »Nähe und Distanz«<sup>22</sup> – kurz: das permanente Pendeln und Zirkulieren zwischen einem Sich-Einlassen beziehungsweise Sich-Einfühlen in das Feld einerseits und der analytischen Distanzierung davon andererseits, oder, wie es Breidenstein u. a. formulieren, eine »Doppelbewegung von Annäherung und Distanzierung«<sup>23</sup>. Sie erläutern: »Die Ethnografie besteht wesentlich in einem konstanten Wechsel zwischen interner und externer Perspektive, zwischen Vertrautheit und Fremdheit, einer allmählichen wechselseitigen Durchdringung dieser Sichtweisen.«<sup>24</sup>

Ich argumentiere, dass auch in diesem Kontext eine computergestützte Analyse ethnografisch produktiv werden kann; und zwar dann, wenn QDA-Software eben nicht einfach nur als ›Auswertungstool‹ verstanden wird. Stattdessen wird ethnografische Datenanalyse gerade dann produktiv, wenn wir QDA-Software – genau wie Feldnotizen, Fotografien, Skizzen oder auch den Körper der Forschenden – als ein weiteres Medium der ethnografischen Interaktion verstehen.

Das bedeutet, wir können das Codieren als einen Prozess der erkenntnisgenerierenden Auseinandersetzung mit dem empirischen Material begreifen, in den der Körper der Ethnografin in seiner ganzen Situiertheit aktiv involviert ist. Codieren (und alle Arbeit mit QDA-Software) ist dann eben nicht einfach eine Auswertung von ihrer vorgelagerten ethnografischen Interaktion, sondern computergestützte ethnografische Datenanalyse ist eine Fortsetzung ethnografischer Interaktion.

Dementsprechend kann das Codieren (und verbundene Praktiken wie das Schreiben von Memos) auch als eine Fortsetzung und Bereicherung des Pendelns zwischen Nähe und Distanz verstanden werden. Während das Erstellen von Codes (und damit, wie oben beschrieben, eine Herausarbeitung analytischer Perspektiven) einerseits die Ethnografin einen Schritt vom Ma-

---

22 Vgl. exemplarisch *Miriam Cohn*: Teilnehmende Beobachtung. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 71–85, hier: S. 79 ff.; *Brigitta Hauser-Schäublin*: Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (Hg.): *Methoden und Techniken der Feldforschung*. Berlin 2003, S. 33–54, hier: S. 37 ff.; *Brigitta Schmidt-Lauber*: *Feldforschung: Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung*. In: Silke Götsch-Elten/Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie*. 2. Auflage. Berlin 2007, S. 219–248, hier: S. 231.

23 *Breidenstein* u. a., wie Anm. 4, S. 68.

24 Ebd.



terial zurücktreten lässt, so schärft es doch zugleich den Blick für spezifische Aspekte, Begriffe, Prozesse, Praktiken et cetera. Diese Art der Nähe unterscheidet sich natürlich von der Nähe, die Feldforscher\*innen vor Ort zu den Akteur\*innen in ihrem Feld aufbauen; aber auch im Prozess des Codierens können Ethnograf\*innen dem empirischen Material mit Empathie begegnen und dadurch ethnografische Nähe erzeugen. In der codierenden Auseinandersetzung mit einzelnen Sätzen aus einem Interview, mit Bild- oder Videoausschnitten, und so weiter, treten wir sprichwörtlich näher an das Material heran. Der Prozess des Codierens kann dann sowohl die Herstellung von Distanz als auch die Erzeugung von Nähe zum ethnografischen Material und dem sich darin artikulierenden Feld einschließen.

Auch das gilt zunächst natürlich genauso für nichtdigitale Codierverfahren (in der Regel mit Stift und Papier). Die methodischen Affordanzen von QDA-Software zeichnen sich aber gerade dadurch aus, dass sie das Pendeln zwischen Nähe und Distanz beziehungsweise die Gleichzeitigkeit dieser Dimensionen begünstigen. Ethnograf\*innen haben hier die Möglichkeit, die abstrahierend-distanzierende Ebene des Codesystems im Blick zu behalten, sich zugleich in individuelle Elemente ihres Materials zu vertiefen und beide Dimensionen permanent zu vergleichen.

### 3. Dynamischer Theorie-Empirie-Nexus

Zentral ist für jede ethnografische Forschung ihr Theorie-Empirie-Nexus<sup>25</sup> – kurz: Wie sie analytische, theoretische Konzepte produktiv macht, um dadurch die gewählte Frageperspektive zu schärfen und relevante Einsichten aus dem empirischen Material herauszuarbeiten. Im Gegensatz zu anderen qualitativ arbeitenden Disziplinen, in denen sich einzelne Studien (oder Forschende) oft spezifischen theoretischen Ansätzen verschreiben, geht Ethnografie tendenziell ›wildernd‹ vor. Sie bedient sich aus umfangreichen, interdisziplinären theoretischen Zugängen und passt deren analytische Konzepte dem eigenen Feld und den jeweiligen Frageperspektiven an.

Auch diese Spezifik ethnografischer Forschung lässt sich sinnvoll durch QDA-Software stützen. Denn die digitalen Programme ermöglichen einen dynamischen und fluiden Umgang mit theoretischen Konzepten, der sich durch die Art der Codierung realisieren lässt. Ich habe bereits vorgeschlagen, Codes in der ethnografischen Datenanalyse nicht als Kategorien, sondern als analytische Perspektiven zu verstehen. Von da aus ist es nur noch ein kleiner Schritt, Codes als theoretisch informierte analytische Perspektiven zu operationalisieren. Als Beispiel hatte ich oben skizziert, wie ein Code ›Emotionen‹ die Frageperspektive auf die emotionale Dimension des empirischen Materials richten kann. Einen solchen Code können wir nun theoretisch informieren, um noch konkretere Perspektiven zu erschließen.

---

25 Vgl. exemplarisch *Christine Bischoff*: Empirie und Theorie. In: *Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 14–31.

Ein Beispiel: Eine in den letzten Jahren viel beachtete Theorie im Kontext der ethnografischen Emotionsforschung ist die Theorie der Emotionspraktiken.<sup>26</sup> In ihrem Kern schlägt diese Theorie vor, dass wir aus ethnografischer Perspektive Emotionen nicht als etwas verstehen, was in unserem ›Inneren‹ verborgen ist, sondern als etwas, das wir tun. In alltäglichen Routinen setzen wir Emotionen in die Praxis um, indem wir sie mobilisieren, artikulieren, benennen oder regulieren. Codiert man mit dieser emotionspraxistheoretischen Perspektive, dann bedeutet das, im empirischen Material nicht nach ›Emotionen‹ zu suchen, sondern danach, wie Emotionen getan werden. Anhand meiner eigenen Forschung zu Gewalt in Computerspielen, zu digitalen Erinnerungspraktiken am ›Holocaust Denkmal‹ in Berlin sowie im Kontext eines MA-Studienprojekts an der HU Berlin konnte ich wiederholt erproben, wie produktiv die Einbettung von durch die Emotionspraxistheorie informierten Codierverfahren ist. Dass dabei die ethnografische Frage nach dem Wie in den Mittelpunkt gerückt wird, führt unweigerlich dazu, dass im Codierprozess unterschiedliche ›Emotionspraktiken‹ herausgearbeitet werden, was zur Grundlage einer analytisch komplexen Beschreibung der entsprechenden emotionalen Zusammenhänge im Alltag werden kann.

Auf die gleiche Weise lassen sich auch zahlreiche andere theoretische Perspektiven durch die Codierung in die Arbeit mit dem empirischen Material einbinden. Welche Perspektiven dadurch eröffnet werden, ist hochgradig individuell. Im Vergleich zu nichtdigitalen Codierverfahren haben digitale Verfahren dabei jedenfalls den klaren Vorteil, dass sie die Möglichkeit bieten, Codes sehr leicht umzubenennen, umzustrukturieren und bei Bedarf parallele Perspektiven zu entwickeln. Die methodischen Affordanzen von QDA-Software legen dadurch nahe, früh zu erproben und wiederholt zu reflektieren, inwiefern theoretische Perspektiven im empirischen Material wirklich greifen und wie sich ein kohärenter Theorie-Empire-Nexus nachvollziehbar entwickeln lässt. Insbesondere für die Arbeit in Forschungsteams oder auch im Austausch mit Studierenden hat diese Nachvollziehbarkeit den klaren Vorteil, dass die Produktivität spezifischer theoretisch-konzeptueller Ansätze deutlich hervortritt oder auch Grenzen und Konflikte sichtbar werden. Gerade weil die ethnografische Forschung die Effektivität von Theorien an ihrer Erkenntniskraft in Bezug auf das empirische Material misst, ist diese Art der Nachvollziehbarkeit besonders wertvoll.

#### 4. Methodische Adaptivität & Opportunismus

Was auf theoretischer Ebene gilt, das gilt auch methodisch im Prozess der Datenerhebung. Auch hier zeichnet sich Ethnografie durch methodische Ad-

---

26 Vgl. einführend *Monique Scheer*: Emotionspraktiken: Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt. In: Matthias Beitzl/Ingo Schneider (Hg.): Emotional Turn?!: Europäische ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten: Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai – 1. Juni 2013. Wien 2016, S. 15–36.

aptivität beziehungsweise einen methodischen »Opportunismus« aus.<sup>27</sup> Die Formulierung bezeichnet den Umstand, dass die zentrale Datenerhebungsmethode der Ethnografie darin besteht, die für ihr Feld und die jeweilige Frageperspektive besten Zugänge zu finden und produktiv zu machen. Breidenstein u. a. formulieren dazu:

»Methoden sind nicht eine Frage von erlaubtem und verbotenen Tun, sondern eine Frage, wie man sich erfolgreich einem Feld anpasst. Nicht die Logik der Forschung, sondern die gelebte Ordnung des Feldes erfordert bestimmte Verhaltens- und Beobachtungsweisen. Es ist der Gegenstand selbst, der ein bestimmtes methodisches Vorgehen und mitunter methodische Strenge erfordert.«<sup>28</sup>

Im Ergebnis sind Ethnografien häufig multimethodisch und dadurch multiperspektivisch angelegt: Sie vereinen zur gleichen Frageperspektive unterschiedliche methodische Zugänge und dementsprechend unterschiedliche Datenarten. QDA-Software kann auch an dieser Stelle produktiv werden, insofern sie prinzipiell alle ethnografischen Datenarten digital verarbeiten und in Bezug zueinander setzen kann (bspw. digital abgetippte oder gescannte Feldnotizen, Bilder, PDFs, Audio- und Videodateien). Was technisch zunächst banal klingt, hat entscheidende methodische Konsequenzen: Denn damit eröffnen sich Potenziale für die analytische Triangulation von sehr heterogenem empirischem Material.<sup>29</sup> Triangulation meint in diesem Fall die Zusammenführung, den Vergleich und das In-Beziehung-Setzen von unterschiedlichen Datenarten in der computergestützten Datenanalyse. Grundsätzlich ist auch das nicht ›neu‹ im Vergleich zu nichtcomputergestützten Verfahren, doch innerhalb der Software sind die unterschiedlichen Datenarten durch ›kürzere Wege‹ verbunden als beispielsweise in gedruckter Form (wo sie mit hohem Materialaufwand sortiert, kategorisiert und eingeordnet werden müssen, bspw. in Ordner-Systeme). Entlang spezifischer Codes können nahtlos sehr unterschiedliche Datenarten nebeneinander oder miteinander vernetzt, angezeigt und analysiert werden (beispielsweise durch Mind-Mapping-Funktionen der verschiedenen Programme). Die methodischen Affordanzen der Software legen dementsprechend nahe, analytische Perspektiven im Querschnitt verschiedener Datenarten zu entwickeln. Gerade durch die Triangulation von Perspektiven anhand unterschiedlicher Methoden und Datenarten kann die Ethnografie auch dem Vorwurf einer rein anekdotischen Evidenz des ihr zugrundeliegenden Materials, also dem Vorwurf der nicht ausreichenden Repräsentativität ihrer Einsichten, eine eigene Stärke entgegenhalten.

---

27 Breidenstein u. a., wie Anm. 4, S. 34.

28 Ebd., S. 38.

29 Das Konzept der Triangulation entstammt ebenfalls der qualitativen Sozialforschung, vgl. einführend Uwe Flick: Triangulation: Eine Einführung. 3. Auflage. Wiesbaden 2011.

## 5. Ethnografische Kollaborationen

In den letzten Jahren rückten kollaborative Forschungsansätze verstärkt in den Fokus methodischer Diskussionen in ethnografisch arbeitenden Disziplinen. Als ›Kollaboration‹ oder auch ›Ko-laboration‹<sup>30</sup> bezeichnet, zielen diese Ansätze erstens auf eine Hervorhebung des Potenzials einer partizipativen Integration von Akteur\*innen aus dem Feld und zweitens auf die integrale Verschränkung der Forschungsarbeit unterschiedlicher Ethnograf\*innen. Kollaboration/Ko-laboration meint dabei mehr als nur Teamwork: es geht vielmehr darum, die Art und Weise des wissenden In-der-Welt-Seins anderer Akteur\*innen zu teilen, um gemeinsam die eigene Forschungsperspektive zu reflektieren und zu stärken. Jörg Niewöhner formuliert: »Co-laboration [...] is about experimenting with different ways of seeing and being-in-the-world with the purpose of advancing anthropological knowledge production. It is a process designed to help anthropologists curate concepts that are good to think with.«<sup>31</sup>

Diese Art der ko-laborativen ethnografischen Reflexion kann von QDA-Software profitieren, und zwar dann, wenn Codes als eine Art und Weise verstanden werden, Wissenspraktiken sichtbar zu machen und darüber in Austausch zu treten. Potenzial bietet das erstens für einen Austausch mit Akteur\*innen aus dem Feld, zweitens für die Arbeit in Forschungsteams oder Gruppen von Studierenden. Beispielsweise konnte ich in mehreren Projektseminaren beziehungsweise Studienprojekten mit insgesamt über 35 Studierenden in kleineren Forschungsteams von 2–4 Personen arbeiten, die miteinander über mehrere Monate hinweg zu verschiedenen Themen geforscht und gemeinsam codiert haben. Ein Team aus zwei Studierenden aus einem MA-Studienprojekt hat sich beispielsweise intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie auf der Plattform *Twitter* durch islamophobe und antifeministische Praktiken ein ›kollektives Aufregen‹ enaktiert wird. Die beiden Studierenden haben dabei ungewöhnlich eng zusammengearbeitet und über viele Wochen hinweg in langen Sessions gemeinsam codiert. Wie die beteiligte Studierende Julia Molin reflektiert, ist der Effekt zunächst eine mühsame Mehrarbeit: »Individuelle Denkprozesse müssen nun stets artikuliert und mit einer anderen Person ausgehandelt werden. Jeder neue Code hat das Potenzial, eine Diskussion auszulösen – auch wenn es nur darum geht, sich miteinander zu verständigen.«<sup>32</sup> Das wiederholte und gemeinsame Sortieren, Konkretisieren, Löschen oder Verbinden der Codes und ihrer Zusammenhänge, so die Studentin weiter, habe einerseits ein überbordendes und mit viel zusätzlicher Arbeit verbundenes QDA-Projekt geschaffen, doch:

---

30 Vgl. u. a. Jörg Niewöhner: *Co-laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally*. In: Jukka Jouhki/Tytti Steel (Hg.): *Etnologinen tulkinta ja analyysi: Kohti avoimempaa tutkimusprosessia [Ethnological interpretation and analysis: Towards a transparent research process]*. Helsinki 2016, S. 81–125.

31 Ebd., S. 10.

32 Julia Molin in einem schriftlichen Kommentar zum Codierprozess, durchgeführt mit Pia Schramm.

»Das Monster« – so haben wir das MAXQDA-Projekt humorvoll in Momenten des Verzweifeln genannt – bekam dadurch immer wieder eine neue Code-Struktur, die unseren aktuellen Diskussionen über Beobachtungen im Feld einerseits sowie über Codes, theoretische Konzepte, Fragestellungen etc. andererseits widerspiegelte. Genau dieser Looping-Effekt war besonders produktiv für die gemeinsame Forschung und Analyse des Materials.«<sup>33</sup>

Wenn das Ziel ethnografischer Ko-laboration die differenzierte Reflexion epistemischer Praxis ist, dann zeigt sich bereits an einem solchen Beispiel, wie produktiv das gemeinsame Codieren sein kann. Indem sie an gemeinsamen Projekten arbeiten, müssen sich die Studierenden auf eine geteilte Codestruktur verständigen, und auch darüber, welche Codes wie verwendet werden. Diese Diskussion findet aber nicht abstrakt statt, sondern nah am empirischen Material. Oben habe ich bereits vorgeschlagen, Codes in der ethnografischen Datenanalyse vor allem als eine Möglichkeit zu verstehen, um analytische Perspektiven auf das Material herauszuarbeiten und dadurch die ethnografische Interaktion fortzusetzen. Erweitern wir diesen Gedanken, dann sehen wir, dass die methodischen Affordanzen von QDA-Software gerade bei der Teamarbeit nahelegen, diesen Prozess von Beginn an als einen geteilten Prozess zu praktizieren und dadurch die Reflexionsdichte innerhalb des Forschungsprozesses zu erhöhen. Wie mit den Schwierigkeiten, Problemen und neuen (auch technischen) Hürden umzugehen ist, die durch diese wünschenswerte Dichte mit-erzeugt werden, steht auf einem anderen Blatt. Im besten Fall entstehen dadurch, mit Niewöhner gesprochen, gemeinsam erarbeitete »concepts that are good to think with.«<sup>34</sup>

## 6. *Relationales vs. fragmentiertes Denken / Qualität vs. Quantität*

Abschließend möchte ich damit noch auf die gerechtfertigte Kritik an beziehungsweise die analytischen Bedenken in Bezug auf QDA-Software innerhalb ethnografisch arbeitender Disziplinen eingehen. Diese Bedenken finden sich meines Wissens ebenfalls noch nicht in der Methodenliteratur verschriftlicht, doch sie kristallisieren sich, aus meiner Sicht, deutlich aus zahlreichen Gesprächen mit Kolleg\*innen und Studierenden im Verlauf der letzten Jahre heraus. Sie drehen sich meist darum, dass die Software zu einer bestimmten Art der Analyse »verleitet« oder sie »einengt«. Auch wenn diese Bedenken informell artikuliert und natürlich nicht affordanztheoretisch gerahmt werden, lässt sich genau dieser Eindruck eines unerwünschten Anforderungscharakters der Software mit dem Begriff der methodischen Affordanzen fassen. In diesem Fall geht es dann weniger um Affordanzen im Sinne von Potenzialen als vielmehr um Einschränkungen und (teils unerwünschte) Beeinflussung.

---

33 Ebd.

34 Niewöhner, wie Anm. 25.

Die vielleicht signifikanteste und auch gerechtfertigte Sorge ist, dass QDA-Software Ethnograf\*innen zu einer Fragmentierung ihres analytischen Blicks verleiten könnte. Die Sorge besteht konkret darin, dass das digitale Codieren – gerade, weil es so leicht fällt und auch spielerischen Charakter annehmen kann – zu einer sehr kleinteiligen Auswertung verleitet, in der die Forschenden dann nur noch ›Schnipsel‹ anstatt Zusammenhänge sehen. Diese Kritik ist deshalb wichtig, weil Ethnografie intrinsisch relational ist: ihre wesentliche Aufgabe besteht nicht darin, die Welt in passende Schubladen einzuteilen, sondern durch dichte Beschreibungen Zusammenhänge herzustellen und dadurch ein »nachfühlendes Verstehen«<sup>35</sup> zu ermöglichen.

Tatsächlich kann QDA-Software diesem Anspruch entgegenstehen, wenn ihre methodischen Affordanzen zu einer stark fragmentierten und fragmentierenden Codierung verleiten. Bei der QDA-Software MAXQDA werden Codes beispielsweise in einem linear angeordneten Codebaum erstellt, der eine Art Top-down-Hierarchisierung erzwingt. Einerseits kann dieser Zwang zur Einordnung manchmal hilfreich sein, um der überbordenden Vielschichtigkeit ethnografischen Materials eine klarere Struktur entgegenzuhalten; andererseits kann genau dieser Zwang aber auch stark fragmentierend wirken. Denn wenn Ausschnitte aus dem Material eben nicht nur mit einzelnen Codes sinnvoll in Verbindung zu bringen sind, sondern mit mehreren, entstehen schnell kleinteilige und überbordende Codierprojekte. Diese fragmentierte Überfülle kann dann dazu führen, dass die eigentlich zentralen Zusammenhänge dahinter zurücktreten.

Wichtig ist deshalb immer eine kritische Reflexion der methodischen Affordanzen der jeweiligen Software. Aus meiner Sicht ist das aber kein Grund, QDA-Software per se skeptisch gegenüberzustehen. Vielmehr entsteht daraus die Notwendigkeit, ein kritisch-reflexives Bewusstsein für die methodischen Affordanzen von Software als integralen Bestandteil ethnografischer Methodenkompetenz zu verstehen.

Hier kann auch die digitalanthropologische Literatur zum Affordanzbegriff einen hilfreichen Hinweis geben<sup>36</sup>: Affordanzen sind gerade aus anthropologischer Perspektive niemals nur Eigenschaften von Technologien (oder materiellen Objekten), sondern sie entstehen zwischen diesen Technologien und den menschlichen Akteur\*innen, die mit ihnen umgehen. Welche Praktiken eine Technologie affordiert, ist abhängig vom praktischen Sinn, den Akteur\*innen für diese Technologie entwickeln. Übertragen auf die methodischen Affordanzen von QDA-Software bedeutet das, Ethnograf\*innen können einen kritisch-reflexiven praktischen Sinn für diese Software entwickeln, der den ›Verführungen‹ der Software widersteht.

Hilfreich kann dabei aber auch sein, die Möglichkeiten der Software zu nutzen, um ihre eigenen Einschränkungen zu umgehen. So bieten die unter-

---

35 Schmidt-Lauber, wie Anm. 17, S. 236.

36 Als Überblick vgl. Bareither, wie Anm. 20.

schiedlichen Software-Programme beispielsweise Lösungen an, um die durch sie selbst nahegelegte, statische Codestruktur aufzubrechen und innerhalb der potenziellen Überfülle sinnvoll zu navigieren. Die meisten bekannteren QDA-Programme enthalten beispielsweise Mind-Mapping-Tools, durch die sich Codes, codierte Stellen und inzwischen auch Bilder sowie Mediendateien nonlinear anordnen lassen. Eine solche Map kann Zusammenhänge zwischen Codes und codierten Stellen visualisieren und dadurch auf eine relationale Analyse des Materials hinwirken. Dadurch kann nicht nur der Gefahr der Fragmentierung begegnet, sondern ein analytischer Gewinn erzielt werden. Denn gerade die Spannung zwischen analytischer Einteilung des Materials in Codes und codierte Segmente einerseits und ihrer relationalen Verknüpfung andererseits ermöglicht, die Relationen innerhalb des Materials sichtbar zu machen. Diese Art der Sichtbarkeit ist sicherlich nicht zwingend (und nicht jede Relation lässt sich auf diese Weise visualisieren), aber sie kann hier eine analytische Hilfestellung bieten.

Die zweite, signifikante Sorge von Ethnograf\*innen in Bezug auf QDA-Software besteht in dem prominenten Platz, den sie quantitativen Daten einräumt. Die entsprechenden Softwareprogramme machen beispielsweise die Anzahl der mit einem Code codierten Stellen stets prominent sichtbar. Ethnograf\*innen sind überzeugt, dass nicht die Quantität der Beispiele entscheidend ist, sondern ihre Qualität und Aussagekraft. Die angezeigte Anzahl der codierten Stellen kann aber durchaus dazu verleiten, den Codes mit einer höheren Anzahl auch einen höheren analytischen Stellenwert einzuräumen. Auch hier gilt es, in die ethnografische Datenanalyse eine kritische Reflexion methodischer Affordanzen einfließen zu lassen. Die analytische Produktivität eines Codes erschließt sich nur im Gesamtzusammenhang der Ethnografie und ihrer zentralen Frageperspektiven. Zwar kann eine hohe Anzahl von Codes als ein Indikator für die Routiniertheit und Alltäglichkeit eines Phänomens durchaus ethnografisch hilfreich sein; im Kern der ethnografischen Datenanalyse steht aber nicht das Zählen, sondern das Verstehen.

In diesem Kontext bleibt abschließend ein sehr häufiges Missverständnis auszuräumen. Oft wird das Potenzial von QDA-Software insofern falsch eingeschätzt, als man sie als Werkzeuge zur Umsetzung vorgefasster methodischer Verfahren oder Denkweisen versteht. Ethnograf\*innen können sich davon schnell methodisch ›eingeeengt‹ fühlen. In der Tat sind die meisten QDA-Softwareprogramme auf einen tendenziell ›klassischen‹ und relativ linearen, soziologisch-qualitativen Forschungsprozess hin infrastrukturiert. Einzelne Tools, wie beispielsweise Mixed-Methods-Funktionen oder Optionen für Summary Grids und Paraphrasen legen spezifische methodische Arbeitsschritte nahe. Während diese Tools für qualitative Sozialforscher\*innen, die mit standardisierten Methoden arbeiten, hilfreiche ›Schablonen‹ bieten, können sie für Ethnograf\*innen auf unproduktive Weise einengend wirken. Umso wichtiger ist für eine computergestützte ethnografische Datenanalyse, die auf Adaptivität, Opportunismus, Dynamik und Vielfalt setzt, dass sie einen kritisch-reflexiven praktischen Sinn für die methodischen Affor-

dansen einer QDA-Software entwickelt. Ethnografische Datenanalyse darf den durch die Software gegebenenfalls methodisch vorgezeichneten Wegen nicht ›nachlaufen‹, sondern muss sie für die eigenen, induktiv erarbeiteten Frageperspektiven operationalisieren und auch auf widerständige Weise fruchtbar machen.

### *Computergestützte ethnografische Datenanalyse – eine notwendige Debatte für die Empirische Kulturwissenschaft*

Im Sinne der besseren Übersicht fasse ich abschließend die wichtigsten Punkte zusammen, bevor ich zu einem Ausblick komme:

1. Computergestützte ethnografische Datenanalyse (CEDA) kann schon zu Beginn des Forschungsprozesses einsetzen und Ethnograf\*innen dabei unterstützen, analytische Perspektiven aus dem Feld und dem empirischen Material heraus zu entwickeln. Sie unterstützt dadurch den induktiven und explorativen Anspruch ethnografischer Forschung.
2. CEDA ist keine der Datenerhebung zeitlich strikt nachgelagerte Datenauswertung, sondern eine Fortsetzung der ethnografischen Interaktion mit dem empirischen Material. Sie kann dadurch das Pendeln zwischen Nähe und Distanz bereichern und ethnografisches Verstehen fördern.
3. Wenn Codes als theoretisch informierte, analytische Perspektiven verstanden werden, mit denen sich verschiedene Zugangsweisen zum empirischen Material erproben lassen, kann CEDA helfen, den dynamischen Theorie-Empirie-Nexus in der ethnografischen Forschung zu verdichten.
4. Indem CEDA die Einbindung sehr heterogener Datenarten und ihre dynamische Triangulation erlaubt, begünstigt sie die methodische Adaptivität beziehungsweise den methodischen Opportunismus ethnografischer Forschung und trägt zur Erzeugung multiperspektivischen Verstehens bei.
5. CEDA macht epistemische Praktiken im Forschungsprozess sichtbar und ermöglicht dadurch eine kollaborative/ko-laborative Reflexion des Forschungsprozesses – sowohl zwischen Forschenden/Studierenden als auch (potenziell) im Austausch mit Akteur\*innen aus dem Feld.
6. CEDA birgt Potenzial für Konflikte, insofern die methodischen Affordanzen von QDA-Software zu fragmentierendem oder auch quantifizierendem Denken und Forschen verleiten können. Zentral für die ethnografische Datenanalyse ist deshalb, dass Ethnograf\*innen einen kritisch-reflexiven praktischen Sinn für die Software entwickeln, um nicht die in sie eingeschriebenen methodischen Erwartungen ›zu bedienen‹, sondern um sie für die eigene ethnografische Perspektive produktiv zu machen.

Diese Vorschläge verstehe ich als exemplarisch und sie haben vorläufigen Charakter. Eine wichtige und komplexe Frage, die hier aus Platzgründen ausgespart werden muss, ist beispielsweise die nach der Relation von com-



putergestützter Datenanalyse und ethnografischem Schreiben beziehungsweise dem ethnografischen Text. Ebenso wichtig wie solche Erweiterungen ist auch empirische Grundlagenforschung, die sich selbstreflexiv der methodischen Praxis zuwendet. Ich spreche im vorliegenden Beitrag von den methodischen Affordanzen von QDA-Software, wobei ich meinen generellen Erfahrungen und der Arbeit mit Forschungsteams und Studierenden folge. Wie sich diese methodischen Affordanzen aber im Detail entfalten, das könnte nur eine detaillierte Ethnografie der entsprechenden Arbeits- und Forschungspraktiken zeigen.

Ich hoffe dennoch zeigen zu können, dass eine von vielen Stimmen geführte Debatte in der Empirischen Kulturwissenschaft zu den Implikationen von computergestützter Datenanalyse für die ethnografische Forschung unerlässlich ist. Damit meine ich nicht nur eine Debatte darüber, ob computergestützte Datenanalyse eine sinnvolle Ergänzung des Methodenspektrums ist, sondern wie sie der methodischen Handschrift des Fachs gerecht werden kann. Dabei kann es allerdings nicht darum gehen, schematische Verfahren zu entwickeln, die zu einengenden Standards werden. Denn die ethnografische Analyse – zumindest so wie sie in der Empirische Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie verstanden wird – zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass sie unterschiedliche methodische Zugriffe adaptiv zusammenfügt, um für jede Forschung ein individuelles und für das jeweilige Feld spezifisch zugeschnittenes Forschungsdesign zu entwickeln. Genau dieser Anspruch kann und sollte m.E. auch für die computergestützte Datenanalyse gelten. Die notwendige Methodendebatte besteht aus dieser Perspektive dann gerade nicht in der Entwicklung statischer Analyseverfahren. Notwendig ist stattdessen erstens eine Diskussion von Prinzipien der ethnografischen Methodenreflexion (zu denen die Vorschläge oben einen Anstoß geben sollen), und zweitens ein lebendiger Austausch zu individuellen Datenanalysestrategien und Best-Practice-Beispielen für computergestützte ethnografische Datenanalyse in der Empirischen Kulturwissenschaft. Denn ein geteilter und kritisch-reflexiver ›praktischer Sinn‹ für diese Art der Datenanalyse – so viel kann man hier von Bourdieus Konzeptualisierung des Begriffs lernen – lässt sich nicht allein durch Regelwerke entwickeln, sondern braucht eine permanente soziokulturelle Aushandlung.



Prof. Dr. Christoph Bareither  
Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft  
Eberhard Karls Universität Tübingen  
Burgsteige 11, 72070 Tübingen  
07071-297-2373  
christoph.bareither@uni-tuebingen.de



# DISKURS-MASCHINEN. ARCHIVE UND SAMMLUNGEN IN DIGITALEN ZEITEN

Johannes Müske

»Cultures« are ethnographic collections. – James Clifford<sup>1</sup>

## *Vor dem Phonographen*

Vor dem Phonographen sitzt eine Person. Sie blickt in den Schalltrichter, vielleicht hat sie gerade etwas gesagt oder hört einer Aufnahme zu. Eine zweite Person, hinter dem Instrument, nimmt Einstellungen am Gerät vor. Beide sitzen sich halb gegenüber, einander leicht zugeneigt, zur Maschine im Vordergrund: Der Phonograph ordnet die Situation an. Das Instrument und sein Medium, die Wachswalze (darauf wird zurückzukommen sein), ja das Foto selbst, das die Situation festhält, verweisen auf die Möglichkeit, flüchtige Kultur für die Ewigkeit festzuhalten. Dies ist zumindest das archivarische Ideal und auch das Ziel von sammelnden Institutionen wie Archiven, Bibliotheken und Museen. Sie digitalisieren ihre Bestände zunehmend und zeigen ihre Sammlungen online – so wie die beschriebene Fotografie in Abbildung 1, die in der Library of Congress aufbewahrt wird und über ein Onlineportal zugänglich ist.<sup>2</sup>

Nun sollte ich die Personen auf dem Bild benennen.<sup>3</sup> Hinter dem Phonographen sitzt die amerikanische Ethnologin Frances Densmore, eine berühmte Ethnomusikologin, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für das Bureau of American Ethnology arbeitete. Hier ist sie mit dem Häuptling Mountain Chief in Washington, D.C., vor der Smithsonian Institution zu sehen, wo sie gemeinsam für eine Fotografie posieren. Die Situation ist vielfach kodiert. Densmore trägt eine weiße Bluse und ist damit in der zeitgenössischen Bildsprache als ›modern woman‹ gekennzeichnet. Mountain Chief ist in traditionelle Kleidung der Piegan-Blackfeet-Indianer (Selbstbeschreibung) gewandet und dadurch als *native* in Szene gesetzt, er war in der amerika-

---

1 James Clifford: On Collecting Art and Culture. In: The Predicament of Culture: Twentieth-Century Ethnography, Literature, and Art. Cambridge, Mass. 1988, S. 215–251, hier S. 230.

2 Der Beitrag ist eine überarbeitete und ergänzte Version meines Kolloquiumsbeitrags; der einführende und praxisorientierte Vortragsstil wurde teilweise beibehalten. Für Anmerkungen, Hinweise und Fragen danke ich herzlich Lina Franken sowie den Teilnehmer\*innen.

3 Diese Informationen können zum Teil aus dem Bild »gelesen« werden (wobei alltägliches und ethnografisches Wissen sowie Vermutungen die Bildanalyse lenken können), und zum Teil beschreiben weitere Daten das Bild: Metadaten; sie begleiten das Bild in Form eines (digitalisierten, und daher online verfügbaren) Katalogeintrags, doch auch Daten aus Forschungsarbeiten oder sonstige archivalische und ethnografische Quellen (vgl. Anm. 3) können für die Dokumentation und Bildanalyse herangezogen werden.

nischen Hauptstadt als Bürgerrechtler (wie man heute sagen würde) sonst aber eher im Anzug anzutreffen.<sup>4</sup>

Die ikonische Abbildung ist scheinbar leicht zu deuten: Es zeigt die »ethnografische Urszene«, eine idealisierte Feldforschungssituation, in der die Moderne und das zeitlose Andere<sup>5</sup> für eine Aufnahme, ein »record«, zusammentreffen. Und doch handelt es sich um die Inszenierung einer Feldsituation: Technische Details<sup>6</sup> zeigen, dass hier weder eine Aufnahme noch eine Wiedergabe stattgefunden haben kann, denn der Wiedergabetrichter passt nicht zum Phonographenmodell und ist fälschlicherweise auf eine Aufnahmeschalldose montiert.

Bei näherer Betrachtung enthüllt sich eine andere Aussage. Die Fotografie von 1916 markiert einen Übergang, worauf ihre Materialität und ihr inszenierter Bildinhalt verweisen sollen: Am Anfang des 20. Jahrhunderts haben sich die ethnografischen Wissenschaften zu akkuraten Disziplinen aufgeschwungen. Nicht mehr Liebhaber\*innen sammeln, was ihnen begegnet, sondern, so das Ideal, Forscher\*innen dokumentieren systematisch und mit strengen Methoden die vom Verschwinden bedrohte Kultur, und sie nutzen dafür die beste verfügbare Technik. Mit Fotografie, Kartesystemen, Museumsdepots und Phonographen sammeln sie »Daten« – »Gegebenes« –, so die von den (wegen ihrer Messmethoden als exakt imaginierten) Naturwissenschaften geliebte Vorstellung, hinter der die Konstruktion von Daten verschwindet.<sup>7</sup> Die Idee des Archivs – und damit verknotete Ideen wie die gesammelten und versammelten Kulturen, die Abgrenzung gegenüber einer Laienwissenschaft, patriarchale Ordnungen und Auffassungen von wissenschaftlicher Exaktheit – bildet den unausgesprochen präsenten Hintergrund des Bildes.<sup>8</sup>

---

4 Biografische Angaben zu Densmore und Mountain Chief online: <http://siarchives.si.edu/research/sciservwomendensmore.html>; <http://www.anb.org/articles/20/20-01499.html> (Stand: 18.3.2020); Literatur zu Frances Densmore: *Erika Brady: A Spiral Way. How the Phonograph Changed Ethnography*. Jackson, Miss. 1999; *Joan M. Jensen/Michelle Wick Patterson: Travels with Frances Densmore: Her Life, Work, and Legacy in Native American Studies*. Lincoln/London 2015; *David W. Samuels/Thomas Porcello: Thinking about Frances Densmore*. In: *Anthropology News* (Jan. 2011), S. 7.

5 Vgl. dazu grundlegend: *Johannes Fabian: Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York 1983; in Bezug auf die Forschungen Francis Densmores auch: *Krystyn R. Moon: The Quest for Music's Origin at the St. Louis World's Fair: Frances Densmore and the Racialisation of Music*. In: *American Music*, Vol. 28, No. 2 (Summer 2010), S. 191–210.

6 Für Hinweise zu technischen Details des Edison-School-Phonographen danke ich Stephan Puelle, Berlin.

7 Vgl. dazu z. B. den klassischen Aufsatz von *Lorraine Daston* und *Peter Galison: The Image of Objectivity*. In: *Representations*, Nr. 40 (fall 1992), Special Issue: Seeing Science, S. 81–128.

8 Vgl. weitergehend z. B. *Donna Haraway: Teddybear Patriarchy: Taxidermy in the Garden of Eden*, New York City, 1908–1936. In: *Social Text*, Nr. 11 (winter 1984–85), S. 20–64 [Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/466593>]; *Charles S. Briggs: Disciplining Folk-*

Blackfeet Indian Mountain Chief. 3332



Abb. 1: Piegan Indian, Mountain Chief, listening to recording with ethnologist Frances Densmore [orig. Bildlegende]; 1916. Fotografie, Library of Congress, <https://www.loc.gov/item/93503097/> (open access)

Archive sind faszinierend – dies spiegelt sich nicht nur in der breiten wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Gegenstand wider, sondern auch in der Populärkultur.<sup>9</sup> Der (zugegebenermaßen etwas reißerische) Titel dieses Beitrags, »Diskurs-Maschinen«<sup>10</sup>, soll verdeutlichen, dass Technik einen Einfluss darauf hat, wie ›wir‹ ›unser‹ Wissen generieren, organisieren und zeigen. Dies ändert sich mit der Digitalisierung grundlegend. Ziel des Beitrags ist es, zum einen etwas über das Archiv als Institution und den theoretischen Begriff zu erfahren, und zum anderen dabei auch den Wandel der Archivpraxis in digitalen Zeiten zu thematisieren. Einführend wird dargestellt, was Archive sind und wie sie – insbesondere ethnografische Archive – als Überlieferungsinstitutionen und Referenzsystem von ›Kultur‹ arbeiten. Zweitens werden kulturtheoretische Lesarten des Archivs vorgestellt, in denen der Archivbegriff metaphorisch erweitert wird, wobei vor allem auf das kulturelle Gedächtnis (Aleida Assmann) und das Archiv als Aussagensystem (Michel Foucault) eingegangen wird. Schließlich soll gefragt werden, wie sich mit der Digitalisierung die Rolle von Archiven von einer Speicher- zu einer ›Wahrheitsinstitution‹ verschiebt und welche Chancen sich für die kulturwissenschaftliche Forschung mit Archivalien ergeben. Materialbasis bilden Forschungsprojekte zu ethnografischen Archiven und Rundfunkarchiven, für die ich Archivalien ausgewertet und Interviews mit Medienarchivar\*innen geführt habe, und eigene Praxisprojekte im Archivbereich, bei denen ich an der Digitalisierung und Zugänglichmachung von Sammlungen mitgewirkt habe.<sup>11</sup>

---

loristics. In: Journal of Folklore Research, Vol. 45, No. 1 (Jan. – Apr., 2008), Special Issue: Grand Theory, pp. 91–105 sowie überblicksartig zur Phonographie: *Johannes Múske*: Der Phonograph in der Wissenschaft. Zur technischen Dimension der Erforschung der Klangwelt – eine Objektbiografie. In: *ders./Stephan Puille/Peter A. Leitmeyr*: Die Technisierung der Klangwelt. Phonographen im Deutschen Museum. München 2020, S. 39–53.

9 Etwa in Filmen wie *The DaVinci Code – Sakrileg* (USA 2006).

10 Den Titel habe ich gewählt, noch bevor das Buch *Radikalisierungsmaschinen* von Julia Ebner in aller Munde war. Daher der Hinweis, dass es mir nicht um die sogenannten sozialen Medien und ihre Rolle in der Verbreitung radikaler Diskurse geht. Dies ist alles bereits bekannt – das Geschäftsmodell von Facebook & Co. basiert auf Klicks, und hier verkauft sich das Gute gut, das Schlechte aber besser. Auf die normative Frage, wie wir die Radikalisierung bekämpfen können, die oft im Netz beginnt, haben wir gesellschaftlich bisher keine bessere Antwort gefunden als die bekannte, zu oft vernachlässigte: Aufklärung tut Not.

11 *Johannes Múske*: Klänge als Cultural Property? Technik und die kulturelle Aneignung der Klangwelt. Zürich 2015 (Dissertationsprojekt im Rahmen der DFG-Forschungsgruppe »Cultural Property«, lead: Universität Göttingen, Regina F. Bendix); Postdoc-Forschung im Rahmen der SNF-Sinergia-Forschungsgruppe »Broadcasting Swissness« (lead: Universität Zürich, Thomas Hengartner); URL: <https://www.isek.uzh.ch/de/popul%C3%A4rekulturen/forschung/projekte/drittmittelprojekte/swissness.html> (Stand: 01.11.2021).

›Kultur‹ speichern: Ethnografische Archive und zirkulierende Referenz

›Das Kunstwerk ist grundsätzlich immer reproduzierbar gewesen«, schreibt Walter Benjamin in seinem berühmten Essay zur technischen Reproduktion des Kunstwerks in der Moderne.<sup>12</sup> Benjamin legt den Schwerpunkt auf die Fotografie, doch können Dank der Phonographie (Thomas Alva Edison, patentiert 1878) auch etwa Klänge, obschon sie flüchtige Bestandteile der sinnlichen Umwelt sind, aufgenommen, dauerhaft gespeichert und reproduziert werden und so ungebunden von ihrem Entstehungskontext zirkulieren. Zudem bilden diese auf Dauerhaftigkeit angelegten Archivalien ein Referenzsystem, worauf im Folgenden eingegangen wird.

Die frühesten Höhlenmalereien<sup>13</sup> legen davon Zeugnis ab – nicht erst seit Gutenbergs Erfindung der beweglichen Lettern gab es mehrere Medienwandel. Die Geschichte der Archive ist auch eine Geschichte der Medien. Heute ist ein neuer Umstand eingetreten – denn nie war es so einfach wie in der Gegenwart, Dinge aufzuzeichnen, zu speichern, zu reproduzieren und zu übertragen: Digitale Speichermedien und Aufnahmegeräte haben die Reproduzierbarkeit nochmals verändert und erleichtert. Das Zeitalter von Fotografie, Phonographie und des Rundfunks im 19. und 20. Jahrhundert, das Benjamin so hellsichtig im Hinblick auf die politischen Implikationen analysierte, wurde abgelöst von einem digitalen Medienzeitalter, in denen die Medienformate ineinanderfließen (konvergieren). Stellte sich bis in die 1990er Jahre im Archivwesen aus Platzgründen noch die Frage, was aufgehoben und was ›kassiert‹ – also entsorgt – werden solle, so steht heute digitaler Speicherplatz faktisch unbegrenzt zur Verfügung. Doch aus der schiereren Masse, die digital verfügbar ist und überdies aufbewahrt werden könnte, resultieren andere Herausforderungen: Hier ist die kulturwissenschaftlich relevante Dimension der Archiwürdigkeit, mehr noch, die grundlegende Frage nach *Kultur und Wert*,<sup>14</sup> angesprochen. Was wird in welcher Epoche als wertvoll betrachtet (und von wem) und für die Zukunft aufbewahrt?

Um die vorletzte Jahrhundertwende galt die vormoderne Welt als besonders bedroht und sammelnswert: Angesichts einer Moderne, in der die »letzten Überreste vergangener Kulturepochen« drohten, »von der Sturmflut internationaler Zivilisation für immer weggeschwemmt«<sup>15</sup> zu werden, tönte es: »Es ist die höchste Zeit zu sammeln!«<sup>16</sup> Für ihre Zeit und ihre Themen (später ›Kanon‹ genannt) fand die frühe Volkskunde eine Antwort auf die Frage,

---

12 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: ders.: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie. Frankfurt am Main 1977, S. 7–44, hier S. 10 [zuerst 1935].

13 Vgl. z.B. *Deutsches Museum*: Die Altamira-Höhle, undat. URL: <https://www.deutsches-museum.de/museumsinsel/ausstellung/altamira/> (Stand: 01.11.2021).

14 Regina Bendix: *Culture and Value: Tourism, Heritage, and Property*. Bloomington, IN, 2018.

15 Eduard Hoffmann-Krayer: Wege und Ziele schweizerischer Volkskunde. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 12 (1908–1909), S. 241–260.

16 Karl Weinhold: Zur Einleitung. In: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 1 (1891), S. 1–2.

was wichtiges Kulturgut war, wie die bis heute existierenden Sammlungen zeigen. Aus diesem Grund sind moderne Museen, Forschungseinrichtungen und Sammlungen wie das Bureau of American Ethnology, Volksliedarchiv wie diejenigen in Freiburg oder Basel und volkskundliche Großprojekte wie das Verbundprojekt *avant la lettre* schlechthin, der Atlas der deutschen Volkskunde, entstanden.<sup>17</sup>

Begrifflich ist das Archiv griechisch-römischen Ursprungs. Das griechische *archeion*, daran erinnert Jaques Derrida in seinem berühmten Archiv-Aufsatz, bezeichnet das Amtsgebäude, in dem die Gesetze physisch aufbewahrt werden, es verweist also auf die Dinge selbst und auf die soziale Ordnung, die sie repräsentieren.<sup>18</sup> Im mittelalterlichen Zürich zum Beispiel wurden die Urkunden in Truhen aufbewahrt, die nur mit drei Schlüsseln gleichzeitig geöffnet werden konnten, die drei Ratsherren, die »Schlüssler«, aufbewahrten.<sup>19</sup> Zugang zum Archiv hatten die Mächtigen. Im 19. Jahrhundert veränderten sich die Archive fundamental. Im Zuge der Französischen Revolution wurden die Archive geöffnet und dadurch zu wertvollen Fundorten für ›Quellen‹ der historischen Disziplinen. Unter Berücksichtigung der quellenkritischen Einordnung von Dokumenten – denn ›die‹ Wahrheit sprudelt eben nicht aus dem Archiv – bilden archivalische Methoden für die Kulturanthropologie bis heute einen wichtigen Zugang zur Untersuchung der historischen Gewordenheit der Alltagswelt.<sup>20</sup>

Der Überlieferungszufall ist also der archivische Normalfall. Denn Archive sind zunächst passive Institutionen, die als Teil einer Organisation mit einem bestimmten Auftrag oder gemäß einem Archiv- beziehungsweise Bibliotheksgesetz Akten oder das kulturelle Erbe aufbewahren und zugänglich machen.<sup>21</sup> Das zu sammelnde Archivgut entsteht gemäß formalen Gesichtspunkten entsprechend den Vorgaben der Trägerinstitution – ein Kreisarchiv etwa wird das Verwaltungsgut eines Landkreises sammeln (zumindest in Ausschnitten), ein Stadtarchiv Urkunden und Akten einer Stadt, und ein Rundfunkarchiv sammelt die eigenproduzierten Radio- und Fernsehsen-

---

17 Vgl. auch *Christoph Schmitt* (Hg.): *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft*. Münster 2005.

18 *Jaques Derrida*: *Archive Fever: A Freudian Impression*. In: *Diacritics*, No. 25, Heft 2 (1995), S. 9–63 [Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/465144>].

19 *Christian Sieber*: *Vom Nutzen der Archivgeschichte am Beispiel Zürich: Vom städtischen Urkundenarchiv in der Grossmünstersakristei zur virtuellen Rekonstruktion in scope-Archiv*. Vortrag, Workshop, Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins 2009, URL: [https://www.ssrq-sds-fds.ch/fileadmin/user\\_upload/workshop2009/christian\\_sieber.pdf](https://www.ssrq-sds-fds.ch/fileadmin/user_upload/workshop2009/christian_sieber.pdf) (Stand: 18. 3. 2020).

20 Nicht genauer eingegangen werden kann hier auf die sog. Münchner Schule, die in der Volkskunde der 1950er Jahre enorm einflussreich wurde und quellenkritische Methoden im Fach zu etablieren half.

21 Vgl. einführend zur Archivgeschichte und zum Archiv als Gedächtnis- und Speicherinstitution z. B.: *Sabine Brenner-Wilczek/Gertrude Cepl-Kaufmann/Max Plassmann*: *Einführung in die moderne Archivarbeit*. Darmstadt 2006; *Dietmar Schenk*: *Kleine Theorie des Archivs*. 2. Aufl. Stuttgart 2014.



dungen seiner Sendeanstalt und weitere Sendungen, die für das Programm relevant sind. Manchmal geben Sammler\*innen ein Konvolut ab. Hiermit ist ein wichtiger Anhaltspunkt für Recherchen gegeben. Wer etwa über die Alltagsgeschichte einer Stadt forscht, sollte auch im dortigen Stadtarchiv recherchieren.<sup>22</sup>

Ethnografische Archive bilden einen besonderen Archivtyp. Das Interessante an diesen Spezialarchiven ist, dass sie eine aktive thematische Sammlungsstrategie verfolgten (derzeit wird wenig neu gesammelt, daher der Imperfekt). Ins Archiv kamen nicht Dokumente, die durch Verwaltungshandeln oder Medienproduktion (oder in anderen archivfremden Alltagszusammenhängen) entstanden waren. Sondern Wissenschaftler\*innen und ›Laien‹ sammelten aktiv für das Archiv. Es besteht ideengeschichtlich also ein grundlegender Unterschied zwischen einem passiv sammelnden Archiv und einem aktiv sammelnden Archiv, wie es die ethnografischen Archive tun.<sup>23</sup>

Ethnografische Archive konstruieren ein System »zirkulierender Referenz« (Bruno Latour), indem eine kulturelle Äußerung auf einem Speichermedium festgehalten wird: Durch den archivischen Nachweis wird eine jeweils ›vorwärts‹ und ›rückwärts‹ lesbare Spur vom Dokument zur kulturellen Objektivierung gelegt.<sup>24</sup> Auf diesem Weg entsteht über verschiedene referenzierende Brüche aus einem in die Welt eingebetteten Phänomen eine verschriftete und systematisierte Quelle. Das Dokument referenziert dauerhaft das entsprechende kulturelle Phänomen und ›vice versa‹. Um kulturelle Elemente auf Speichermedien festzuhalten, nutzten die Ethnograf\*innen ›Instrumen-

---

22 In der Volkskunde und ihren Nachfolgedisziplinen spielten archivwissenschaftliche Fragestellungen immer wieder eine Rolle, etwa im Hinblick auf methodische Herausforderungen. So bilden in Archiven aufbewahrte Dokumente die wichtigste Grundlage der historisch-archivalischen Methode (Münchner Schule), verbunden mit den Namen Karl-Sigismund Kramer und Hans Moser, die in den 1950er Jahren eine exakt arbeitende quellenbasierte Volkskunde konzipierten und dazu beitrugen, das Fach zu reformieren und als historische Disziplin zu stabilisieren. Einführend dazu z. B. *Silke Goetsch*: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: dies./Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen und Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. 2. Aufl., Berlin 2007, S. 15–32; *Thomas Hengartner*: Von »unnützen Papieren« und anderem Strandgut. (Medien-)Archivmaterialien und ihre Aussagekraft für die Erforschung der Alltagskultur. In: *Info 7 Zeitschrift für Medieninformation und -dokumentation*, Nr. 17, Heft 2 (2002), 74–80; *Sabine Kienitz*: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik. In: *Kieler Blätter zur Volkskunde*, Nr. 45 (2013), S. 69–82; *Jens Wietschorke*: Historische Kulturanalyse. In: Christine Bischoff et al.: *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 160–176.

23 Vgl. *Gerda Lechleitner*: Der fixierte Schall – Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Zur Ideengeschichte des Phonogrammarchivs. In: Harro Segeberg/Ingo Schätzlein (Hg.): *Sound. Zur Technologie und Ästhetik des Akustischen in den Medien*. Marburg 2005, S. 229–240.

24 Zum Konzept der zirkulierenden Referenz: *Bruno Latour*: *Zirkulierende Referenz. Bodenstichproben aus dem Urwald des Amazonas*. In: ders.: *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*. Frankfurt am Main 2000, S. 36–95; zur Konstruktion von Objektivität siehe *Lorraine Daston/Peter Galison*, wie Anm. 7.

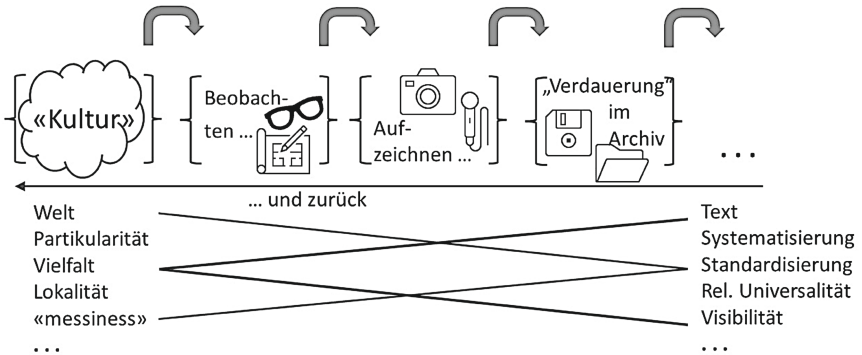


Abb. 2: Ethnografische Archive und zirkulierende Referenz (eigene Abb., nach Latour 2000, insb. S. 85–89)

te«, mit denen sie in »Experimenten« ihre Daten wie Pflanzenproben sammelten – so die verwendete Sprache der Objektivität und der Naturwissenschaften.<sup>25</sup>

### Das Archiv als Metapher: Speichergedächtnis und Aussagensystem – Wissenschaft als Gatekeeper

Heutige öffentliche Archive sind als Institutionen eng mit den Ideen der Aufklärung und der Moderne verknüpft und haben sich vom Machtinstrument zum Allgemeingut (mit Einschränkungen, etwa Sperrfristen) gewandelt, die insbesondere in der Wissenschaft als Referenzsystem dienen. Was früher Schriftgut (Steintafeln, Urkunden, Akten), Fotos, Tonbänder und so weiter waren, ist heute vor allem digitales Überlieferungsgut (digital born content), das in unterschiedlichsten Speicherformaten aufbewahrt wird. Archive befinden sich in einem Übergang, denn weiterhin werden auch nichtdigitale Archivmaterialien gesammelt, und viele Aspekte des digitalen Sammelns sind noch wenig standardisiert.

25 Der Bericht etwa von Jesse Walter Fewkes zu den ersten ethnografischen »Experimenten« mit dem Phonographen 1890 hält fest: »The possibilities of the phonograph in these studies indicate one of the great advantages of this instrument. What specimens are to the naturalist in describing genera and species [...], the cylinders made on the phonograph are to the student of language.« *Jesse Walter Fewkes: On the Use of the Phonograph in the Study of the Languages of American Indians.* In: *Science*, Vol. 15, No. 378 (May 2, 1890), S. 267–269, hier S. 267; ausführlicher *ders.: A Contribution to Passamaquoddy Folk-Lore.* In: *Journal of American Folklore*, Vol. 3, No. 11 (Oct.-Dec. 1890), S. 257–280.

In der Archivwissenschaft ist nach wie vor ein institutioneller Archivbegriff, auch als »historisches Archiv« bezeichnet, gültig.<sup>26</sup> In den historischen Wissenschaften hat der Archivbegriff unterdessen metaphorische Erweiterungen erfahren, die weit über den Institutionsbegriff hinausgehen. So werden Archive mit der Gedächtnismetapher umschrieben, beispielsweise als »Gedächtnis der Region« und so weiter, aber auch als abstraktes System, das die Formation von Aussagen regelt.

In den deutschsprachigen Geistes- und Kulturwissenschaften haben vor allem Jan und Aleida Assmann das »kulturelle Gedächtnis« theoretisch konturiert. Das kulturelle Gedächtnis stützt sich demnach auf normative Texte (also, so könnte man hinzufügen: auf Archivalien) und ist durch diese Möglichkeit epochenübergreifend wirksam. Aleida Assmann bezieht sich stark auf andere Theorien des Gedächtnisses, etwa des französischen Soziologen Maurice Halbwachs.<sup>27</sup> Nach Halbwachs ist das individuelle Gedächtnis sozial gerahmt, zum Beispiel durch das Milieu und seine Diskurse, und wird dadurch zu einem kollektiven Gedächtnis – hiermit ist der erste Schritt vom Gedächtnis des Einzelnen zu einem überindividuellen Erinnern getan. Assmann erweitert das kollektive Gedächtnis in den symbolischen Raum hinein (Schrift, Zeichen, allgemein kulturelle Objektivationen) zum kulturellen Gedächtnis, indem sie in einem weiteren Schritt auf die Gedächtnisstudien von Pierre Nora zurückgreift und den Gedanken der Trennung von bewohntem Gedächtnis und unbewohntem Gedächtnis aufnimmt.<sup>28</sup> Vorgeschlagen werden zwei Modi der Erinnerung: ein »Funktionsgedächtnis«, dessen Merkmale »Gruppenbezug, Selektivität, Wertbindung und Zukunftsorientierung« seien, das also dem Halbwachs'schen kollektiven Gedächtnis ganz ähnlich ist. Und ein »Speichergedächtnis«, ein »Gedächtnis zweiter Ordnung, ein Gedächtnis der Gedächtnisse, das in sich aufnimmt, was seinen vitalen Bezug zur Gegenwart verloren hat«, das also auch von den historischen Wissenschaften hergestellt wird.<sup>29</sup> Das Speichergedächtnis ist also ein Inventar besitzerlos gewordener – de-kontextualisierter – Ereignisse, Narrative, Gegenstände, die bei passender Gelegenheit wieder aufbereitet – re-kontextualisiert – werden können und dann wieder Anschlussmöglichkeiten zum Funktionsgedächtnis bieten. Das Speichergedächtnis entspricht einem »kulturellen Unbewußten«,<sup>30</sup> das zwar nicht öffentlich in den Erinnerungsdiskursen anzutreffen sei, aber dennoch medial gespeichert existiert und

---

26 Schenk, wie Anm. 21, hier S. 11 u. 13–15.

27 Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin u. a. 1966 [zuerst 1925]. Halbwachs' Werk blieb unvollendet, weil er 1945 in Buchenwald ermordet wurde; Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 1999.

28 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Berlin 1990 [zuerst 1984].

29 Assmann wie Anm. 27, hier S. 134.

30 Vgl. auch Jan Assmann: Das Kulturelle Gedächtnis und das Unbewusste. In: Michael Buchholz, Günter Götde (Hg.): Das Unbewußte in aktuellen Diskursen: Anschlüsse. Giessen 2005, S. 368–392.

dessen Teile daher – wenn man im psychoanalytischen Bild bleiben will – auch jeden Moment hervorbrechen könnten.

Archive sind in diesem Modell Bestandteil des Speichergedächtnisses.<sup>31</sup> Durch die Menge an Gespeichertem stehe in der Erinnerungsarbeit nicht mehr die Bewahrung des Gedächtnisses, also das Nichtvergessen, im Mittelpunkt, sondern die Auswahl und Pflege des Erinnerungswerten. Angesichts der Masse an digitalem Überlieferungsgut stellt sich für die Kulturwissenschaften also wieder einmal die Frage nach dem, was als wertvoll und überlieferungswürdig gilt und also besonders zugänglich und sichtbar – in der Museums- und Archivsprache: kuratiert und vermittelt – werden sollte. Ein kleiner theoretischer Umweg soll helfen die Praktiken zu verstehen, die sich derzeit formieren und die diese Frage möglicherweise für das Zeitalter digitaler Archive beantworten.

In den Arbeiten des Philosophen und Historikers Michel Foucault wird das Archiv vollends zur Metapher. Seine *Archäologie des Wissens* formuliert einen Archivbegriff, der das Archiv nicht als Institution sieht, sondern als »System der Formation und der Transformation der Aussagen«<sup>32</sup>: Unter Archiv versteht Foucault

»nicht die Summe aller Texte, die eine Kultur als Dokumente ihrer eigenen Vergangenheit oder als Zeugnis ihrer beibehaltenden Identität bewahrt hat [...]. Es ist vielmehr, es ist im Gegenteil das, was bewirkt, daß so viele von so vielen Menschen seit Jahrtausenden gesagte Dinge nicht allein gemäß den Gesetzen des Denkens [...] aufgetaucht sind, [...], daß sie, anstatt zufällig erscheinende [...] Gestalten zu sein,

---

31 Die Trennung von Funktions- und Speichergedächtnis beruht auf dem Konzept der Externalisierung. Die Schrift ist das »körperexterne und vom menschlichen Gedächtnis unabhängige Speichermedi[um]«, durch das vergessene Überlieferungen und abstraktes Wissen gespeichert werden kann. Das Speichergedächtnis, eine Art abstraktes »Menschheitsgedächtnis« (Anführungszeichen im Original) ist nicht konkret, aber es stützt sich auf Archive, Museen, Bibliotheken, Gedenkstätten, Forschungsinstitute, Universitäten und Kunst – damit kommt es den Erinnerungsorten von Pierre Nora sehr nahe. Es bildet ein Reservoir für das Funktionsgedächtnis und ist damit auch eine »Ressource der Erneuerung kulturellen Wissens und eine Bedingung der Möglichkeiten kulturellen Wandels«, Assmann, wie Anm. 27, hier S. 137. Die zeitliche Gebundenheit der Ausführungen Assmanns – in den 1990er Jahren traten der Computer, Digitalisierung und digitale Speichermedien gerade ihren Siegeszug an – wird noch deutlicher am Schluss des Buchs: Das kulturelle Gedächtnis befinde sich in einer Krise, weil der Erinnerungsbedarf und der Gedächtnisumfang auseinander getreten seien. Es werde viel mehr aufgehoben, als erinnert werden könne. Die Krise, die hauptsächlich durch den Buchdruck hervorgerufen sei, sei durch die modernen Speichermedien nochmal drastisch verschärft worden, denn die Diskrepanz zwischen bewohntem und unbewohntem Gedächtnis sei groß wie nie zuvor, vgl. ebd., hier S. 130–145 u. 408.

32 *Michel Foucault: Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main 1973, hier S. 188. Weitere wichtige Arbeiten Foucaults zum Thema sind: *ders.: Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main 2012 [zuerst 1970]; *ders.: Der Wille zum Wissen*, Bd. 1: Sexualität und Wahrheit. Frankfurt am Main 1977.

gemäß spezifischen Regelmäßigkeiten entstehen [...]. Das Archiv ist zunächst das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht.«<sup>33</sup>

Hier wird das Archiv zum Ordnungssystem oder, in computersprachlicher Terminologie, zur ›Software‹, die die Masse der Informationen anordnet und aus einer Fülle an Aussagen einen Diskurs formt. Bedeutsam ist der Archivbegriff in Foucaults Denken deswegen, weil die Aussagen und das Archiv die Grundlage für Diskurse bilden – also das, was in Gesellschaften gesagt und gedacht wird und wiederum auch Praxis und Handeln ist.<sup>34</sup> Nicht ohne Grund betitelte Foucault sein Schlüsselwerk *Die Ordnung des Diskurses*<sup>35</sup> mit »L'ordre ...«, was im Französischen sowohl Ordnung als auch Anordnung oder Befehl bedeutet.

Mit Foucault sind Diskurse rekonstruierbar, indem darauf geschaut wird, wann in einer bestimmten historischen Konstellation eine Häufung von Aussagen zu einem Thema auftritt. Das Beispiel der volkskundlichen Sammlungen, die um 1900 in Europa und anderenorts angelegt wurden, veranschaulicht seine Theorie des Archivs: Die Ordnung kultureller Eigenarten von Gruppen und ihre Verteilung im geografischen Raum (Atlasprojekte), ordnete verschiedene Elemente wie Sprichwörter, Liedgut, Tracht, Brauchtum und so weiter dem volkskundlichen Diskurs zu. Diese systematischen Sammlungsprojekte hatten Aussagen über bestimmte kulturelle Erscheinungen als ihren Gegenstand und brachten einen Diskurs über ›Volkskultur‹ beziehungsweise ›Volkstum‹ hervor, der bestimmten Phänomenen gewisse Attribute zuordnete, etwa ursprünglich, alt, echt oder eben auch vormodern.<sup>36</sup> Sichtbar wurden diese Diskurse in der Praxis der wissenschaftlichen Einrichtungen wie Museen und Forschungseinrichtungen, die zu Gatekeepern des Diskurses über Volkskultur wurden und diesen in großen Teilen kontrollierten, indem sie bestimmte Dinge aufbewahrten und zeigten, andere jedoch nicht.

---

33 Foucault, Archäologie, wie Anm. 32, hier S. 187.

34 Vgl. zum Diskursbegriff einfürend mit weiteren Hinweisen: Johannes Miske: Diskurs. In: Timo Heimerdinger, Markus Tauschek (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Stuttgart u. a. 2020, S. 100–129.

35 Foucault, wie Anm. 32.

36 Zum Begriff »Volkskultur« vgl. z. B. die Beiträge in Sabine Eggmann/Karoline Oehme-Jüngling (Hg.): Doing Society: »Volkskultur« als gesellschaftliche Selbstverständigung. Basel 2013; Konrad Kuhn: Ressource »Volkskultur«. Karrieren eines Konzepts zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit in der Schweiz. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, Nr. 27 (2016) Heft 2 (Themenheft „Volkskultur“ 2.0, Hg. von Brigitta Schmidt-Lauber und Jens Wietschorke), S. 67–91.

›Diskurs-Maschinen‹: Archiv-Erweiterungen im Digitalen

»Wir haben die Sammlungen definiert als eine Zusammenstellung von Gegenständen, die ausgestellt werden, um den Blick auf sich zu ziehen. Aber wessen Blick? « – Krzysztof Pomian<sup>37</sup>

Das Narrativ der ethnografischen Sammlungen lautet: Kulturen existieren, und die ethnografischen Sammlungen beweisen dies: »Cultures‹ are ethnographic collections«. <sup>38</sup> Sie überliefern die Referenzen echten ›Volkstums‹, hier in den Archiven liegen die Quellen. Ein wohlangelegter Metatext der Welt: Alles ist thematisch geordnet und systematisiert, Wachswalzen und Tonbänder, Karteikarten und Fotografien warten darauf, sich dem interessierten Auge zu zeigen.

Dieser Blick war bislang oft ein sehr exklusiver. Zwar wurden die Archive für die Öffentlichkeit zugänglich, doch in der Praxis ist der Diskurs, dessen materielle Seite die ethnografischen Archive bilden (wie auch die historische Forschung, Museen und Sammlungen insgesamt), ein sehr wissenschaftlicher: Forscher\*innen stellten Fragen, die sie aus einem Fachkontext und aus der Lebenswelt ableiteten, sie versuchten diese Fragen auf der Grundlage von Feldforschung, aber eben auch überlieferter ethnografischer Materialien zu beantworten und weiterzuentwickeln. Um im Archiv zu forschen, musste zunächst recherchiert und ein Antrag auf Benutzung gestellt werden, mussten Formulare ausgefüllt und eventuell Archivmitarbeitende für Nachforschungen aktiv werden. Nach Abschluss der Forschung sollte nicht vergessen werden, dem Archiv ein Belegexemplar zu schicken. <sup>39</sup>

Mit der Digitalisierung<sup>40</sup> erweitert sich das Archiv in verschiedener Hinsicht, wie im letzten Teil untersucht werden soll: nicht nur in der Archivnutzung (Arbeitsalltag, Zugang), sondern auch im Hinblick auf die Masse des potenziellen kulturellen Gedächtnisses und auf die Funktionen des Archivs, das sich von einer Aufbewahrungsinstitution hin zu einer Agentur des Zeigens entwickelt.

---

37 Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin 1988, hier S. 39.

38 Clifford, wie Anm. 1.

39 Eine schöne und fast kafkaeske Beschreibung eines Archivbesuchs findet sich im Prolog des Romans »Metropol« von Eugen Ruge (Hamburg 2019, S. 7–11).

40 Die sogenannte Digitalisierung ist ein unscharfer Begriff mit vielfältigen Bedeutungen; im Archivbereich meint dies vor allem die Themen Retrodigitalisierung und Umgang mit ›digital born‹ Archivmaterial. In der EKW haben sich die dgv-Kommission Digitalisierung im Alltag und jüngst das Netzwerk Technik und Alltag gegründet, um die verschiedenen Forschungen zum Thema zusammenzubringen, vgl. z. B. Gertraud Koch (Hg.): Digitalisierung. Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung. Konstanz/München 2017; einführend auch die Beiträge von Roland Peball/Klaus Schönberger et al.: Alltag und Digitalisierung. In: Horst Peter Groß/Gerald Reiner (Hg.): Digitalisierung. Interdisziplinäre Perspektiven auf eine Gesellschaft im Wandel. München/Wien 2020, S. 136–180.

Die technische Speicherung von ›Kultur‹ respektive die Aufzeichnung von kulturellen Praktiken und so weiter ermöglicht unterschiedliche Zugriffsweisen auf die aufbewahrten Phänomene. Beispielsweise ist die dauerhafte Speicherung Voraussetzung für die Entstehung von Copyrights und Kulturerbe.<sup>41</sup> Im Fall von archivierten Akten, alten Dokumenten, Erstausgaben oder sonstigen Speichermedien stand die Echtheit des Dokuments in der Regel außer Frage. Heute, in der digitalen Welt, ändert sich die Aufgabe und Position des Archivs: Es steht nicht mehr als speichernder Ablageort am Ende von Verwaltungshandeln, von Forschungsprojekten oder Medienproduktionen; die Archive waren dann der aufzusuchende Ort, um Dokumente vergangener Zeiten für neue Fragestellungen zu suchen und einzusehen.

In der digitalen Welt, in der Informationen zunehmend online verfügbar sind, rücken Archive als Institutionen des Datenmanagements ins Zentrum der Prozesse rund um die Aufbewahrung, Erhaltung und Zugänglichmachung von kulturellen Inhalten. In der universitären Praxis ist dies schon Alltag: Viele Journals und Bücher stehen auch oder ausschließlich digital zur Verfügung. Im Museumsbereich sind Onlinesammlungen im Entstehen, in denen viele Objekte schon recherchiert werden können, neue Archive entstehen, zum Beispiel die Mediatheken und soziale Medien wie YouTube oder Instagram, die auch für die Vermittlung in der Kulturarbeit genutzt werden.

Im Zusammenhang mit diesen neuen Playern, die digital kulturelle Inhalte von vielen für viele zugänglich machen, muss auch das kulturelle Gedächtnis (nach A. und J. Assmann) neu gedacht werden. Denn die Basis gespeicherter Kultur, also des potenziellen Speichergedächtnisses, das auch wieder Teil des gelebten Gedächtnisses werden kann, verbreitert sich in der Gegenwart enorm. Doch die Gefahr ist gar nicht so sehr das Auseinanderfallen von gelebter und gespeicherter Erinnerung: Mit der Entstehung von massenhaftem Archivgut verändert sich die Qualität der Daten. Die verlässliche Richtigkeit von Informationen (der Ursprung des Archivs) wird im Digitalen nochmal wichtiger, weil Daten von unbekanntem Urheber\*innen online gestellt werden können, weit verbreitet zirkulieren und leicht und unmerklich verfälscht werden können (z. B. ›fake news‹, ›deepfakes‹).<sup>42</sup> Gerade vor diesem Hintergrund sind beispielsweise die Angriffe der russischen Behörden auf Gedächtnisinstitutionen wie Memorial zu verstehen, die verhindern sollen, dass bestimmte historische Daten offen zugänglich sind; auch die Angriffe gewisser politischer Akteur\*innen in demokratischen Ländern auf die Fi-

---

41 Vgl. auch *Thomas Hengartner/Johannes Miske*: Klänge und Töne als Cultural Property? Medienarchive, klingendes Kulturgut und die Bedeutung der Technik für die kulturelle Aneignung der Klangwelt. In: Stefan Groth/Regina F. Bendix/Achim Spiller (Hg.): *Kultur als Eigentum: Instrumente, Querschnitte und Fallstudien*. Göttingen 2015, S. 315–339.

42 Ein Beispiel für eine berühmte Fälschung ist etwa das Foto einer Ansprache Lenins, auf der ursprünglich Leo Trotzki zu sehen war, der später wegetuschelt wurde; vgl. Wikipedia-Eintrag zum Fotografen Grigori Petrowitsch Goldstein, URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Grigori\\_Petrowitsch\\_Goldstein#/media/Datei:Lev\\_Kamenev\\_and\\_Leon\\_Trotsky\\_disappearing\\_from\\_the\\_photo.gif](https://de.wikipedia.org/wiki/Grigori_Petrowitsch_Goldstein#/media/Datei:Lev_Kamenev_and_Leon_Trotsky_disappearing_from_the_photo.gif) (Stand: 20.9.2020).

nanzierung des öffentlichen Rundfunks ist gefährlich, da sie auf die Schwächung von Medienarchivinfrastrukturen und unabhängigen Informationsplattformen abzielt.<sup>43</sup> Archivinstitutionen erhalten in der digitalen Welt eine neue Rolle und Bedeutung – sie werden zu einer Agentur der verlässlichen Beglaubigung von digitalen Inhalten, für deren Glaubwürdigkeit nicht mehr das Speichermedium mit seiner Materialität bürgen kann. Metadaten oder Wasserzeichen dokumentieren die Medienwechsel (und damit das Referenzsystem), sodass die Herkunft einer Quelle nachvollziehbar wird.

Eine weitere Folge des ›Enabling-Potenzials‹<sup>44</sup> der digitalen Technik sind die erweiterten Möglichkeiten des Zeigens: Digital reproduzierte Objekte werden – wie jedes reproduzierte Kunstwerk – nicht mehr in ihrem Ursprungskontext gezeigt (um noch einmal auf Walter Benjamin zurückzukommen), sondern sind unbegrenzt und ohne Qualitätsverlust vervielfältigbar. Zudem können durch die Digitalisierung große Medienbestände aus ihrem ›Schlummer‹ geweckt werden, die vorher schwer zugänglich waren. Archive – beziehungsweise genauer: Onlinesammlungen – rücken nun in ihrer Funktionsweise eher in die Richtung eines öffentlichen Museums, das seine Sammlungen zeigen will, und zielt auf eine möglichst breite und niederschwellige Zugänglichkeit von Sammlungen ab. Digitale Daten ermöglichen eine unkomplizierte Recherche und einen leichteren Zugriff, insbesondere, wenn die Dokumente online zur Verfügung gestellt werden.

Weil im Zuge von Retrodigitalisierungsprojekten viele ältere Bestände neu gesichtet, erschlossen und als sogenanntes audio-visuelles Erbe, wie es bei den Medienarchivaren heißt, wiederentdeckt werden, entstehen neue Möglichkeiten des Findens und Zeigens. Gerade die Inszenierung von Dingen nicht nur im Museumsgebäude, sondern auch online, entspringt der demokratischen Idee, Gedächtnisinstitutionen für möglichst breite Besucher\*innengruppen zu öffnen.<sup>45</sup> Auch Archive sollen ihre Bestände digitalisieren und ihre digitalen Bestände zugänglich machen. Ein Beispiel hierfür ist das Portal Deutsche Digitale Bibliothek (DDB), wo zahlreiche Museen, Archive und wissenschaftliche Institutionen ihre Inhalte digital aufbereitet zur Verfügung stellen. Digitaler Platz ist praktisch unbegrenzt vorhanden,<sup>46</sup> und während bisher historische Institutionen wie Museen die Deutungshoheit

---

43 Memorial wurde vom Obersten Gerichtshof Russlands als Organisation ausländischer Agenten eingestuft und aufgelöst (Stand Dezember 2021); in Deutschland möchte die AfD den öffentlich-rechtlichen Rundfunk abschaffen, während in Großbritannien die Regierung derzeit versucht, die BBC und ihre kritische Berichterstattung loszuwerden (Stand Januar 2022).

44 Zum Begriff vgl. *Klaus Schönberger*: Technik als Querschnittsdimension. Kulturwissenschaftliche Technikforschung am Beispiel von Weblog-Nutzung in Frankreich und Deutschland. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Nr. 103, Heft 2 (2007), S. 197–221, hier S. 203.

45 Vgl. *Thomas Thiemeyer*: Inszenierung und Szenografie. Auf den Spuren eines Grundbegriffs des Museums und seines Herausforderers. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 108 (2012) Heft 2, S. 199–214.

46 Auch wenn diese Infrastrukturen natürlich Geld kosten.



über das Zeigen von Dingen hatten, kann im digitalen Raum theoretisch jede\*r kuratorisch wirksam werden – sei es auf kommerziellen Plattformen wie YouTube oder in wissenschaftlichen Portalen wie der DDB, die eine Funktion bereitstellt, mit den digitalen Objekten Ausstellungen zu erstellen.<sup>47</sup>

Hier werden Archive zu ›Diskurs-Maschinen‹. Eine Maschine ist zwar vom Menschen entworfen, erledigt aber selbsttätig Arbeiten – daran erinnern die digitalen Archive, die teils nach undurchschaubaren Algorithmen Objekte zeigen, teils für andere menschliche Akteur\*innen s ermöglichen, Dinge zu zeigen, die vielleicht bisher nicht öffentlich sichtbar waren, indem sie in neuen Zusammenhängen kuratiert werden. Hier sei auf das in den Kulturwissenschaften einflussreiche Konzept der Aktanten in Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie angespielt, das menschliche und nichtmenschliche Einheiten als Akteure denkt.

Mit den technisch ermöglichten Erweiterungen der Archive verändert sich auch das Archiv als »das Gesetz dessen, was gesagt werden kann« (Foucault). Die Zahl der Aussagen erscheint im digitalen Alltag weit weniger begrenzt als im Alltag der institutionellen Archive als exklusive Gedächtnisinstitutionen. Indem Onlinesammlungen Daten zur Verfügung stellen, ermöglichen sie das Erscheinen von Aussagen – beispielsweise wurden in der virtuellen Ausstellung *Rühr mich nicht an!* Bilder und schriftliche Quellen vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie neu im Hinblick auf die historische Dimension von Abstandsregeln befragt.<sup>48</sup> Onlinesammlungen können somit in einem neuen Ausmaß zu »Zeigewerken des Zeitgeistes«<sup>49</sup> werden, indem nicht mehr nur das Museum beziehungsweise andere kulturelle und wissenschaftliche Akteur\*innen machtvolle Agenturen des Vererbens und der Geschichtsdeutung<sup>50</sup> sind, sondern auch andere Aktanten Diskursmächtigkeit erlangen können. Allerdings sind solche Demokratisierungsfantasien mit Vorsicht zu genießen, denn wie die kulturwissenschaftliche Forschung zu Weblogs zeigt, spielt kulturelles Kapital beim erfolgreichen ›Senden‹ selbstverständlich eine Rolle und sind die reichweitenstärksten Onlinepublikationen oft weiterhin an ›traditionelle‹ Medienkanäle gebunden.<sup>51</sup> Noch weniger wissen ›wir‹, wie Algorithmen zu ihren Ergebnissen kommen: Offenbar sind

---

47 URL: <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de>; für das Kuratieren virtueller Ausstellungen vgl. ebd. <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/content/journal/entdecken/virtuelle-ausstellungen-der-deutschen-digitalen-bibliothek> (Stand: 20.9.2020).

48 *Stephanie Jacobs et al./Deutsches Buch- und Schriftmuseum der Deutschen Nationalbibliothek: Rühr mich nicht an! Zur Kulturgeschichte des Social Distancing.* URL: <https://ausstellungen.deutsche-digitale-bibliothek.de/distanz/#s3> (Stand: 20.9.2020).

49 *Kerstin Poehls: Zeigewerke des Zeitgeistes? Migration, ein boundary object im Museum.* In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 106 (2010), Heft 2, S. 225–245.

50 Vgl. zur Rolle des Museums und von Geschichtspolitik für die Überlieferung und Deutung des kulturellen Erbes *Markus Tauschek: Kulturerbe. Eine Einführung.* Berlin 2013, S. 54–93.

51 *Schönberger*, wie Anm. 44.

diese – Überraschung! – als Technik gar nicht ›neutral‹, sondern genauso rassistisch, wie die Menschen, von denen sie lernen.<sup>52</sup>

Es kann festgehalten werden: Mediendokumente erhalten durch die neuen Multimediaformate eine neue und größere Präsenz im Alltag – YouTube & Co. sind Beispiele für völlig neue Medienproduktions-, Nutzungs- und Archivierungsweisen. Der öffentliche Diskurs und die rezipierenden Publika werden unkontrollierbarer. Wo vorher nur Spezialist\*innen den Weg ins Archiv auf sich genommen haben, sind die Sammlungen heute in nie gekannter Offenheit leicht zugänglich. Die weitgehende Kontrolle der Diskurse, etwa durch Archive, Forschung und andere machtvolle Institutionen (Medien, Schule, Presse etc.) schwindet in einer digitalen Welt.<sup>53</sup>

### *Ausblick*

Ethnografische Archive – als Institutionen – stellen Evidenz und Authentizität her. Sie etablieren gewisse Ordnungsvorstellungen und sind selbst Teil größerer Wissensordnungen. Sammlungen haben zu Forschungsinstitutionen geführt, sie werden als Ressourcen genutzt und überdauern die Zeit, Translozierungen und andere widrige Umstände. Aus der gestiegenen Präsenz von Daten in der Öffentlichkeit – und dazu ist das Netz unbedingt zu zählen – und der steigenden Bedeutung von Archiven als Informationsmanagement-Institutionen resultieren auch Implikationen für die kulturwissenschaftliche Forschung, von denen ich drei skizzieren möchte: (1) Die Bedeutung von Metadaten für Dokumente und ihre Authentizität nimmt zu; (2) bisherige Wissensordnungen beziehungsweise -hegemonien werden prekär; und (3) die historische Alltagskulturforchung sollte diese Entwicklungen thematisieren und kann von ihnen profitieren.

Objekte und ihre Metadaten, also die begleitenden Kontextinformationen, liegen heute nicht mehr in Schubladen und Regalen, sondern als ›files‹ auf digitalen Bandspeichern mit quasi unbegrenzter Speicherkapazität im Terabyte-Bereich. Damit sind Archivdaten aus kulturwissenschaftlicher Sicht aber unbrauchbarer – denn wer soll diese Bestände sichten, ihre Bedeutung für eine Fragestellung oder gar die Authentizität von digitalen Dokumenten, die kein ›Original‹ kennen, einschätzen? Diese Arbeit muss von institutionellen Archiven geleistet werden, die damit mehr nur als passives ›Speichergedächtnis‹ von Informationen, sondern vielmehr aktive Instanz der ›Echtheit‹ sind – Nullen und Einsen werden erst recherchierbar und erhalten ihren Quellenwert durch die dokumentarische Tätigkeit. In einer immer

---

52 Ein jüngeres Beispiel: »Eine Google-Software beschriftete das Foto einer Afroamerikanerin mit ›Gorilla‹.« *Zeit Online*: Algorithmen: Programmierter Rassismus. Von Eva Wolfangel (19.6.2018); URL: <https://www.zeit.de/digital/internet/2018-05/algorithmen-rassismus-diskriminierung-daten-vorurteile-alltagsrassismus> (Stand: 20.9.2020).

53 Vgl. einführend zur Theorie von Diskursen, jew. mit weiteren Nachweisen: *Hannelore Bublitz*: Diskurs. Bielefeld 2003; *Wolfgang Kaschuba*: Einführung in die Europäische Ethnologie. 4. Aufl., München 2012, S. 235–245; *Müske*: Diskurs, wie Anm. 34.

unübersichtlicheren Medienwelt sind digitale Bestände mit stabilen URLs und sauber recherchierten Kontextdaten, die der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen, von unschätzbarem Wert. Öffentliche Archive und Onlinerepositorien können (und müssen) sich unter diesen aktuellen Bedingungen als Institutionen des »digital truthmaking«<sup>54</sup> profilieren, die gesicherte Informationen langfristig zur Verfügung stellen und Änderungen an Dokumenten dokumentieren.

Wie die zahlreichen neuen Onlinearchive und -sammlungen zeigen, erweitert sich das Spektrum an Institutionen, die gespeicherte Inhalte zur Verfügung stellen – und damit auch die kulturwissenschaftliche Quellenbasis. Bisherige Wissensregimes geraten in die Krise: Gemeint sind das Urheberrecht und andere Intellectual-Property-Rechte, die die Verteilung, Vergütung und auch Partizipation an und von Wissen (zumindest in der westlichen Hemisphäre) regulieren.<sup>55</sup> Auch das Wissen, das in einer Gesellschaft als Konsens gilt, ist durch konkurrierendes Wissen herausgefordert. Was auf der einen Seite begrüßenswert ist, weil marginalisierte Gruppen leichter Zugang zu Information haben oder Informationen weitergeben können, ist auf der anderen Seite eine gesellschaftliche Gefahr durch Hass und Hetze. Hier zeigt sich eine neue Seite des Archivs als ›Diskurs-Maschine‹, denn im Digitalen sind Aussagen und ihre Verbreitung schwierig zu kontrollieren (und sollen zumindest in den freiheitlich-demokratischen Gesellschaften auch nicht eingengt werden).

Für die kulturwissenschaftliche Forschung ergeben sich große Potenziale im Hinblick auf zukünftige Forschungs- und Vermittlungskooperationen. Da viele Archive und Museen ihre Sammlungen gar nicht allein online stellen können, weil ihnen etwa die Ressourcen für Dokumentation fehlen, können in partizipativen Projekten interessante Lösungen gefunden werden, die auf der einen Seite Archiven helfen, ihre Inhalte zu erforschen, auf der anderen Seite der Forschung dabei helfen, Zugang zu schwer zugänglichen Quellen zu haben. Im rundfunkgeschichtlichen Projekt *Broadcasting Swissness* etwa arbeiteten wir mit dem Schweizer Radio zusammen, um die Kulturpolitik des Schweizer Auslandsradios zu erforschen. Im Forschungsprozess erhoben wir Metadaten, die wir wieder ans Radio zurückspielten, sodass die Sammlung wieder besser für das Radio nutzbar wurde.<sup>56</sup>

Neue Technik ermöglicht neue Speicher- und Verbreitungsverfahren – was mit Museumsdisplays, ethnografischen Klangarchiven und Bild-Text-Publikationen begann, findet heute neue Onlineformate im Hypertextformat, das

---

54 Begriff geliehen von der gleichnamigen Tagung in Berlin im Oktober 2020 (Organisation: Christoph Bareither, Dennis Eckhardt, Alexander Harder, Julia Molin).

55 Vgl. z. B. <http://www.laut.de/70.200-Samples/Kuenstler-legt-GEMA-mit-Musik-lahm/19-08-2008> (Stand: 6.4.2011).

56 Projekt *Broadcasting Swissness*, wie Anm. 11; Informationen zur Radiosammlung Dür des Schweizer Kurzwellendienstes, URLs: <http://www.memobase.ch/de/stock/detail/SRF-Duer>; zur SRF-Radiosendung *Sammlung Dür*: <https://www.srf.ch/audio/sammlung-duer> (Stand: 20.9.2020).

die Kombination und Verbreitung von Bild, Text und Tönen gestattet. Das Zeigen erreicht neue Publika und macht etwas mit den Sammlungen – die Debatte um die ethnografischen Sammlungen im Humboldt Forum ist dafür ein aktuelles Beispiel; hier sind die Themen Provenienz und Restitution prominent in den öffentlichen Fokus gerückt.<sup>57</sup> Schwierige Fragen sind neu zu verhandeln: Denn die Museumsziele, Dinge für die Allgemeinheit und konservatorisch optimal aufzubewahren und für alle zugänglich zu halten, sind nicht unbedingt die Ziele der Ursprungscommunities.<sup>58</sup> Das Archiv ist zugleich Ort und Metapher des medial-technischen und gesellschaftlichen Wandels – und damit ein kulturanthropologischer Untersuchungsgegenstand ›par excellence‹.



Dr. Johannes Müske  
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg  
Zentrum für Populäre Kultur und Musik  
Rosastraße 17–19  
79098 Freiburg  
johannes.mueske@zpkm.uni-freiburg.de

---

57 Z. B. *Friedrich von Bose*: Das Humboldt-Forum. Eine Ethnografie seiner Planung. Berlin 2016.

58 Vgl. einführend zum Thema Cultural Property: *Michael F. Brown*: Can Culture Be Copyrighted? In: *Current Anthropology*, Vol. 39 (1998), No. 2, p. 193–222; *Anthony Seeger*: Intellectual Property and Audiovisual Archives and Collections. In: *Council on Library and Information Resources*, Washington, D.C., ed.: *Folk Heritage Collections in Crisis*. Washington, D.C. 2001, 32–46.

# STRUKTURIEREN, DOKUMENTIEREN, (AB-)SICHERN. EFFEKTE VON FORSCHUNGSDATENMANAGEMENT IN DER ETHNOGRAFISCHEN FORSCHUNG

Sabine Imeri, Elisabeth Huber

Digitale Technologien haben die Praxis der ethnologischen/kulturanthropologischen (Feld-)Forschung verändert und erweitert. Während sich mit dem Begriff Forschungsdatenmanagement zunächst allgemein die Anforderung verbindet, den Umgang mit – jetzt digitalem – Forschungsmaterial systematischer als bisher zu reflektieren und verantwortungsbewusst zu gestalten, wird auch etwas diskutiert, das bisher in den ethnologischen Fächern kaum eine Rolle gespielt hat: Material aus öffentlich geförderter Forschung soll systematisch archiviert und möglichst schnell von anderen Wissenschaftler\*innen – wenn nicht von interessierten Öffentlichkeiten insgesamt – weiter genutzt werden können.<sup>1</sup> In diesem Sinne verlangen etwa nationale wie internationale Forschungsförderinstitutionen bereits bei der Antragstellung Angaben zum geplanten Umgang mit entstehenden Materialien nach Projektende. Indem ›Forschungsdatenmanagement‹ den gesamten Forschungsprozess umfasst, sollen damit nicht zuletzt Voraussetzungen für die Nachvollziehbarkeit und Transparenz von Forschungsabläufen sowie die Überprüfbarkeit ihrer Ergebnisse geschaffen werden.

Welche Rückwirkungen aber Datenmanagement insgesamt – definiert als der »systematische und planvolle Umgang mit Daten und deren Bearbeitung vor dem Hintergrund antizipierter Nutzungszwecke«<sup>2</sup> – für den Forschungsprozess in der ethnografischen Forschung haben wird, zeichnet sich bisher erst in Umrissen ab. Der Beitrag bündelt Überlegungen und Beobachtungen zu diesen Effekten, die im Rahmen der laufenden Arbeiten des *Fachinformationsdienstes Sozial- und Kulturanthropologie* und des *Forschungsdaten-zentrums Qualiservice* entstanden sind, die ihrerseits einen wesentlichen Bezugspunkt in den Debatten der ethnologischen Fächer selbst sowie in den dynamischen Entwicklungen im Feld Forschungsdatenmanagement insgesamt haben.

---

1 Vgl. *Sabine Imeri*: Ordnen, archivieren, teilen. Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 121 (2018), Heft 2, S. 213–243. Für den internationalen Kontext vgl. *Luis Felipe Rosado Murillo*: What Does »Open Data« Mean for Ethnographic Research? In: *American Anthropologist* 120 (2018) Heft 3, S. 577–582.

2 *Alexia Meyermann*: Datenmanagement. Eine zentrale Voraussetzung für den Erfolg der Data Sharing-Idee in den Sozialwissenschaften. DSZ-BO Working Paper, 2 (Juli 2012). URL: [http://www.uni-bielefeld.de/dsz-bo/pdf/2012-07-23\\_WP2\\_Datenmanagement.pdf](http://www.uni-bielefeld.de/dsz-bo/pdf/2012-07-23_WP2_Datenmanagement.pdf) (Stand: 24.5.2020)

Aus unserer Sicht ist es zunächst der Bereich Recht und Ethik, aus dem sich die Notwendigkeit zur Neujustierung des Umgangs mit Forschungsmaterial ergibt, dann aber auch die Strukturierung des Forschungsprozesses und die Aufbereitung von Forschungsdaten für die Nachnutzung.

### *Datenschutz. Herausforderung für die ethischen Debatten*

Während ethische Prinzipien als normative Leitlinien ethnografischer Forschung Gegenstand zahlreicher Debatten sind, lassen die deutschsprachigen Handbücher zur Methodenlehre aus den letzten Jahrzehnten erkennen, dass datenschutzrechtliche Rahmenbedingungen für die Forschung bisher von untergeordneter Relevanz waren und kaum explizit vermittelt wurden – wenngleich sie auch in vordigitalen Zeiten existierten. Unter dem Stichwort ›Dokumentation‹ etwa schildert Hans Fischer in einem Sammelband zu Methoden der Feldforschung in vielen anschaulichen Details Techniken der Aufzeichnung von Daten und Material, erwähnt aber lediglich in einem einzigen Satz die Verantwortung der Forschenden gegenüber befragten Personen – im Zusammenhang mit der emotionalen Belastung, die aus dieser Verantwortung für die Forschenden erwachsen kann.<sup>3</sup> Nun entsteht nicht in jeder Feldforschung Material mit datenschutzrechtlicher Relevanz: Datenschutz bezieht sich auf die einzelne Person, deren Rechte gewahrt werden sollen. Aber auch die Beiträge desselben Bandes zum Ethnozensus oder zur genealogischen Methode geben keinen Hinweis auf Fragen des Datenschutzes. Wenn überhaupt, thematisieren einzelne Autor\*innen den Umgang mit vertraulichen Informationen unter forschungsethischen Aspekten: Mit Blick auf die Darstellung von Forschungsergebnissen »stellt der Schutz der Persönlichkeitsrechte eine entscheidende ethische Forderung dar«, heißt es etwa in der Einleitung.<sup>4</sup> In einer didaktisch ausgefeilten Einführung in die *Methoden der Kulturanthropologie* von 2014<sup>5</sup> wiederum finden sich in verschiedenen Texten zwar einige wenige Bemerkungen zu zentralen Praktiken der Umsetzung von Datenschutzregeln: Interviewpartner\*innen sollen etwa um ihr Einverständnis zur Aufzeichnung des Gesprächs gebeten, und ihnen »die Anonymisierung und Verarbeitung der erhobenen Daten gemäß wissenschaftlicher Gepflogenheit versichert« werden.<sup>6</sup> Gründe und Vorgehen werden aber nicht explizit dargelegt. Ein Beitrag zum Ethnografieren im Internet verweist auf Probleme der Datensicherheit wie Schadsoftware, Phishing oder Identitätsdiebstahl, und mahnt eine Reflexion dieser Risiken

---

3 *Hans Fischer*: Dokumentation. In: Bettina Beer (Hg.): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin 2008, S. 293–322.

4 *Bettina Beer*: Einleitung: Feldforschungsmethoden. In: dies. (Hg.): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin 2008, S. 9–36, hier S. 27.

5 *Christine Bischoff/Karoline Oehme-jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014.

6 *Marketa Spiritova*: Narrative Interviews. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 117–130, hier S. 123.

an, ein abschließendes Kapitel, das ethische Verantwortung und die Transparenz wissenschaftlicher Erkenntnisprozesse thematisiert, befasst sich vor allem mit Fragen der Repräsentation und fachspezifischen Wertsetzungen. Überhaupt werden Rechtsgrundlagen des Umgangs mit personenbezogenen Daten nicht thematisiert – wie sich auch am Sachregister ablesen lässt, das zwar die Stichworte Anonymität, Forscherrolle und Ethos der Forschenden verzeichnet, nicht aber Datenschutz oder Persönlichkeitsrecht. Ähnliches findet sich auch in vergleichbaren Lehrbüchern zum ethnografischen Arbeiten aus der Soziologie.<sup>7</sup>

Die fehlende Aufmerksamkeit ist jedoch kaum schlichter Unwissenheit geschuldet. Sie entspricht vielmehr einer Forschungspraxis, die Erkenntnis im Modus von Teilnahme, Nähe, Austausch und Kooperation und zu einem wesentlichen Teil in lokal eingebundenen, durch Informalität gekennzeichneten Zusammenhängen produziert. Die Forschungsbeziehung ist in der Regel von wechselseitigem Vertrauen und Akzeptanz geprägt, und der Umgang mit Material und erarbeitetem Wissen verpflichtet dazu, die Entstehung von Nachteilen für beforschte Personen oder Gruppen zu vermeiden beziehungsweise mögliche Risiken sorgfältig abzuwägen. Dass Datenschutz als rechtliches, die Forschungsbeziehung mitbestimmendes Regelwerk bisher eine untergeordnete Rolle einnimmt, ist nicht zuletzt der charakteristischen Heterogenität der Felder und Zugänge geschuldet, die nur begrenzt den Einsatz standardisierter Verfahren ermöglicht. Insofern ist es nicht überraschend, dass daten- und persönlichkeitsrechtliche Fragen eher der forschungsethischen Auseinandersetzung zugeordnet werden.<sup>8</sup>

Dass Anforderungen an den Datenschutz jedoch an Aufmerksamkeit gewinnen, zeigt sich anschaulich in Jörg Strübing's *Einführung in die qualitative Sozialforschung*: Während die erste Auflage von 2013 noch sehr knapp Schutzansprüche beforschter Personen den ohnehin knappen Ausführungen zur Forschungsethik subsumiert, enthält die zweite Auflage von 2018 im Abschnitt zur Forschungsethik einen eigenen Punkt »Forschungsethik und Recht«.<sup>9</sup> So wie bereits die Nutzung internetfähiger Geräte in der Feldforschung Vorkehrungen für Datensicherheit und Datenschutz erzwingt, bekommt vor dem Hintergrund neuer Analyseformen, Verbreitungsradien und

---

7 Vgl. Georg Breidenstein u. a.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz/München 2015, z. B. S. 52, 69 und 181.

8 In der US-amerikanischen Kulturanthropologie zum Beispiel wird seit den 1960er Jahren eine breite forschungsethische Diskussion geführt, die unter anderem in immer weiterentwickelte Ethik-Kodizes zentraler Fachgesellschaften mündete. Formalisierung und Standardisierung ethischen Forschens sind dort – etwa in verpflichtenden Begutachtungsverfahren von Ethikkommissionen – wesentlich stärker vorangeschritten als im deutschsprachigen Raum. Vgl. z. B. Carolyn Fluehr-Lobban: Informed Consent in Anthropological Research: We Are Not Exempt. In: Human Organization 53 (1994), Heft 1, S. 1–10.

9 Jörg Strübing: Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende. München 2013; sowie ders.: Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung. Berlin/Boston 2018.

Archivierungsmöglichkeiten digitaler Daten und Informationen eine Auseinandersetzung mit datenschutzrechtlichen Vorgaben in der qualitativen Sozialforschung insgesamt eine neue Dringlichkeit. Der Zusammenhang mit den kontroversen gesellschaftlichen Debatten etwa um Wertschöpfung vor allem aus großen Datenmengen, Kontrolle, um Schutzbedarfe oder Datentreuhänderschaft sowie die Neufassung entsprechender Rechtsvorschriften ist deutlich.<sup>10</sup> Unabhängig davon, ob strukturiertes Datenmanagement stattfindet oder nicht – eine neue Aufmerksamkeit für Datenschutz wird grundsätzlich benötigt, um während der Forschung im Umgang mit Material und beim Einsatz von Technik und digitalen Werkzeugen informierte Entscheidungen treffen zu können.

Im Folgenden sollen zwei Aspekte des Datenschutzes – die informierte Einwilligung (informed consent) und die Anonymisierung – näher beleuchtet werden. Beide sind wichtige Instrumente, die die Verarbeitung personenbezogener Daten für wissenschaftliche Zwecke rechtlich ermöglichen<sup>11</sup>, und beide fordern die ethischen Prinzipien der ethnografischen Forschung in besonderer Weise heraus.

### *Zustimmen. Die informierte Einwilligung*

Eine Einwilligung in die Erhebung und Verarbeitung von Daten im Sinne des Datenschutzrechts ist dann erforderlich, wenn während einer Forschung personenbezogenes Material entsteht: Neben zum Beispiel Namen und Adressen sind das vor allem die »besonderen Kategorien personenbezogener Daten«, wie ethnische Herkunft, politische und religiöse Überzeugungen, sexuelle Orientierungen und ähnliches<sup>12</sup>, die in ethnografischen Forschungen häufig entstehen. Daten, die nicht auf individuelle Personen zurückgeführt werden können, werden hingegen vom Datenschutzrecht nicht erfasst. Es gibt also durchaus ethnografische Forschungsszenarien, für die keine Einwilligung im Sinne des Datenschutzrechts benötigt wird, etwa wenn Beobachtungsprotokolle erstellt werden, die das Verhalten nicht identifizierbarer Menschen dokumentieren.<sup>13</sup> Sollen personenbezogene Materialien dauerhaft archiviert und Dritten zur Nachnutzung überlassen werden, sind Einverständniserklärungen für beides – die Forschung und die Archivierung beziehungsweise die Nachnutzung dabei entstehender Daten – notwendig.

---

10 Vgl. etwa die Datenschutzgrundverordnung der Europäischen Union (EU-DSGVO), die seit Mai 2018 in Kraft ist.

11 Vgl. *Paul Baumann/Philipp Krahn/Anne Lauber-Rönsberg: Forschungsdatenmanagement und Recht. Datenschutz-, Urheber- und Vertragsrecht.* Feldkirch/Düns 2021, insb. Kap. 6.

12 Art. 9 Abs. 1 DSGVO.

13 Zur Frage, in welchen ethnografischen Situationen eine informierte Einwilligung notwendig ist, inklusive einer »Skala der situationsangemessenen Privatsphärenerwartung«, vgl. die Überlegungen in *Maren Heibges/Frauke Mörike/Markus A. Feufel: Wann braucht Ethnografie eine Einverständniserklärung? Praktische Antworten auf ethische Fragen zu ethnografischen Methoden in der HCI-Forschung.* In: *Mensch und Computer 2019 – Workshopband*, Bonn 2019. URL: <https://doi.org/10.18420/muc2019-ws-258-02>.



Personen können also Teil einer Forschung werden auch ohne, dass sie der späteren Archivierung der sie betreffenden Daten zustimmen.<sup>14</sup>

Die freiwillige, informierte Einwilligung soll sicherstellen, dass Personen die Konsequenzen der Einwilligung einschätzen können. Als Grundlage sollen Forschende eine umfassende Vorabinformation darüber geben, welche Daten wie, für was, von wem erhoben, bearbeitet und wie lange verwendet werden sowie verantwortliche Personen und ähnliches benennen.<sup>15</sup> Die Datenschutzgesetze sehen zwar eine Rechenschaftspflicht für Forschende vor – die Einwilligung muss also nachweisbar sein –, geben aber keine konkrete Form vor.<sup>16</sup> Im Allgemeinen wird jedoch eine vorab einzuholende schriftliche, unterzeichnete Einwilligung empfohlen, oft mit Verweis auf die gängige Praxis in der medizinischen Forschung.<sup>17</sup> Auch wenn ›Zustimmung‹ auf ein sehr viel umfassenderes soziales und politisches Konzept westlicher Gesellschaften<sup>18</sup> rekurriert, wird mit dem Verweis auf Medizinethik und Medizinrecht die Herkunft der freiwilligen, informierten Zustimmung als unbedingte Voraussetzung von Forschung an/mit Menschen erkennbar: Das Verbot solcher Forschung ohne erklärte Einwilligung wurde erstmals 1947 – als ein Ergebnis des Nürnberger Ärzteprozesses – im *Nürnberger Kodex* formuliert, als wirkmächtiger Standard etabliert<sup>19</sup>, und im Zuge sich wandelnder bio- beziehungsweise lebenswissenschaftlicher Forschung fortlaufend weiterentwickelt.<sup>20</sup> Mit Blick auf die Logiken qualitativer Sozialforschung wird jedoch die umstandslose Übertragung dieses Standards auf andere Forschungszusammenhänge problematisiert und kritisiert.<sup>21</sup> Denn im Gegensatz zu Forschungen in experimentellen Settings, in medizinischen Einrichtungen, Laboren oder Ähnlichem, die den Kreis von Studienteilnehmer\*innen klar definieren, sind offene Feldsituationen etwa bei teilnehmender Beobachtung alltäglicher Situationen durch die Beteiligung verschiedener, auch wechselnder Personen gekennzeichnet, durch ein Hin und Her, auch durch zufällige Begegnungen und Überraschungen. Entsprechend ist im Rahmen der Debatten zum Forschungsdatenmanagement auch die ältere Kritik an den regulierenden Effekten bürokratischer Prozeduren im Rahmen von Ethics-Governance-Prozessen für die ethnografische Forschung

---

14 Empfohlen wird, möglichst frühzeitig über die Archivierung nachzudenken. *Isabel Steinhart* u. a.: Das Öffnen und Teilen von Daten qualitativer Forschung. Eine Handreichung. Berlin 2020 (= Weizenbaum Series 6).

15 Art. 13 DSGVO.

16 Art. 5 I lit. f) DSGVO.

17 *Baumann/Krahn/Lauber-Rönsberg*, wie Anm. 11, S. 195 f.

18 Vgl. die Beiträge in *Franklin Miller/Alan Wertheimer* (Hg.): *The Ethics of Consent. Theory and Practice*. Oxford 2009, die ›Zustimmung‹ bereichsübergreifend diskutieren.

19 *Dominik Groß*: *Nürnberger Kodex*. In: Christian Lenk/Gunnar Duttge/Heiner Fangerau (Hg.): *Handbuch Ethik und Recht der Forschung am Menschen*. Berlin/Heidelberg 2014, S. 559–563.

20 Vgl. z. B. *Marcus Düwell*: *Bioethik. Methoden, Theorien und Bereiche*. Stuttgart 2008.

21 Vgl. etwa die Beiträge in: *Mary Boulton/Michael Parker* (Hg.): *Informed Consent in a Changing Environment*. In: *Social Science & Medicine* Volume 65 (2007) Issue 11.

erneuert worden.<sup>22</sup> In der Kritik steht damit nicht die Einwilligung selbst, sondern ihre Formalisierung. Denn dass Gesprächspartner\*innen wissen, wer die Forscherin ist und was sie vorhat, ist zentrales Prinzip ethnografischer Forschung und Voraussetzung vertrauensvoller Forschungsbeziehungen.

Zwei Aspekte des formalen ›informed consent‹ sind für die ethnografische Feldforschung besonders schwierig: der Zeitpunkt und die Schriftform. Denn wie und wann Einverständnis hergestellt werden kann, unterscheidet sich je nach Feld und konkreter Situation, wie bereits beim Feldeinstieg deutlich wird: Auch wenn dessen Schilderung als ›tale of entry‹<sup>23</sup> oder ›arrival trope‹<sup>24</sup> mit eigenen Genrekonventionen bezeichnet worden ist, lässt sich an den Beschreibungen individueller Erfahrung ablesen, wie sehr das Gelingen von spezifischen Umständen abhängt.<sup>25</sup> Paul Stoller zum Beispiel berichtet, dass demografische Umfragen, wie er sie in einer Studie über religiöse Praktiken im ländlichen Niger zum Feldeinstieg genutzt hatte, für eine Feldforschung unter aus Westafrika eingewanderten Straßenhändler\*innen in Harlem wenig zielführend waren, so dass er sich hier entschloss, regelmäßig auf einem Straßenmarkt herumzuhängen.<sup>26</sup> Hatte ihm in Niger zunächst die Unterstützung lokaler Autoritäten Zugänge ermöglicht, begegnete er in Harlem Menschen in prekären sozialen Situationen, oft ohne Aufenthaltsstatus. Abgesehen davon, dass bereits die beim Feldeinstieg wechselseitig auftretenden Unsicherheiten, Irritationen und Missverständnisse als ›Daten‹ aufgefasst werden können<sup>27</sup>, kann die Akzeptanz der forschenden Person, ihres Verhaltens und ihrer Fragen durch die Akteure in solchen Settings oft erst nach und nach erarbeitet werden. Eine ›contractual gesture of a consent form signed in advance‹<sup>28</sup> wird hier kaum zielführend sein. Zudem kann, weil Einverständnis als kontinuierlicher Aushandlungsprozess verstanden wird, eine Einwilligung in dieser Form kaum alle Eventualitäten des Prozes-

---

22 Peter Pels u. a.: Data Management in Anthropology. The Next Phase in Ethics Governance? In: *Social Anthropology/ Anthropologie Sociale* 26 (2018) Heft 3, S. 391–413.

23 Vincent Crapanzano: ›Hermes‹ Dilemma. The Masking of Subversion in Ethnographic Description. In: James Clifford/George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley/Los Angeles 1986, S. 51–76, hier S. 69.

24 Mary Louise Pratt: *Fieldwork in Common Places*. In: James Clifford/ George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley/Los Angeles 1986, S. 27–50, hier S. 37.

25 Vgl. die Beiträge in *Martha S. Feldman/Jeanne Bell/Michele Tracy Berger: Gaining Access. A Practical and Theoretical Guide for Qualitative Researchers*. New York 2003.

26 Paul Stoller: Globalizing Method. The Problems of Doing Ethnography in Transnational Spaces. In: *Anthropology and Humanism* 22 (1997) Heft 1, S. 81–94, hier S. 90.

27 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 77 (1981), Heft 1, S. 50–66.

28 Igor Boog: Data Management for Anthropologists and Ethnographers. A Position Paper. Als Teil des Forums: Data Management in Anthropology. The Next Phase in Ethics Governance? In: Peter Pels u. a., wie Anm. 21, Zitat S. 398.

ses der Wissensproduktion abdecken, den Forschende und beforschte Personen oder Gruppen durchlaufen.<sup>29</sup>

Was für Studien mit klarem Teilnehmendenkreis und festgelegtem Instrumentarium praktikabel sein mag, ist also schwierig in heterogenen Forschungsszenarien mit methodisch offenem Vorgehen. Gleichwohl mag es Felder geben, in denen die Einholung formaler, schriftlicher Einwilligungserklärungen auch vorab keine größeren Probleme verursacht, etwa weil ihre Verwendung gängige Praxis der Felder selbst ist, wie bei ethnografischen Forschungen in Laboren, Kliniken oder Samenbanken. Es werden aber – das Beispiel der Straßenhändler\*innen ohne Aufenthaltspapiere in Harlem deutet bereits in diese Richtung –, auch Umstände beschrieben, in denen vor allem die Schriftlichkeit der Einwilligung den Feldzugang nicht nur stören, sondern sogar verhindern könnte. Forschungsfelder oder -situationen am Rand der Legalität wären solche Fälle, oder auch Felder, in denen beforschte Personen von Stigmatisierung betroffen sind, wie das etwa Hansjörg Dilger für eine Forschung zum Alltag mit HIV/AIDS in Tansania beschrieben hat. In manchen Situationen, so Dilger, sei es deshalb nicht möglich gewesen, »GesprächspartnerInnen direkt auf HIV/AIDS anzusprechen – oder aber ein Formular zum informed consent zu präsentieren, das einen solchen Bezug eindeutig herstellte«.<sup>30</sup>

Wesentlich ist also, dass die Möglichkeit, situationsabhängig zu agieren, durch die Formalisierung informierter Einwilligung nicht beeinträchtigt und die »Beziehungsqualität der Feldforschung«<sup>31</sup> nicht verändert werden soll. Es kommt vielmehr darauf an, den reziproken Prozess der Einwilligung im konkreten Einzelfall auch weiterhin möglichst flexibel gestalten zu können.<sup>32</sup> Gleichwohl sollte, wo immer möglich Einverständnis schriftlich erklärt werden – denn der Schutz der Privatsphäre und die informationelle Selbstbestimmung sind hohe Rechtsgüter. Weil das genauso für die grundgesetzlich garantierte Forschungsfreiheit gilt, werden aber auch innerfachliche Übereinkünfte über alternative Formen der Dokumentation von Einverständnis benötigt, die Rechenschaftspflichten bedienen, gleichzeitig aber den Logiken des jeweiligen Feldes Rechnung tragen können. Wie genau solche angepassten Verfahren aussehen können, ist derzeit offen. Vorstellbar wäre etwa ein gestuftes Modell, das ein schriftliches oder mündlich durch

---

29 Ebd.

30 *Hansjörg Dilger*: Ethik und Ethnologie. Ethikkommissionen, ethnographisches Arbeiten und Epistemologie – nicht nur in der Medizinethnologie. Blogbeitrag zu: *Medizinethnologie. Körper, Gesundheit und Heilung in einer globalisierten Welt*, (16.9.2015). URL: <http://www.medizinethnologie.net> (Stand: 03.5.2020).

31 *Gisela Welz*: Wie sollen wir mit Forschungsdaten umgehen? Und was will die DFG? In: *Zeitschrift für Volkskunde* (2020), Heft 1, S. 83–85, hier S. 84.

32 Weitere Beispiele aus der Forschungsliteratur in: *Elisabeth Huber/Sabine Imeri*: Informed Consent in Ethnographic Research: A Common Practice Facing New Challenges (preprint), *Qualiservice Working Papers 4-2021*, Bremen 2021. URL: <http://dx.doi.org/10.26092/elib/1070>.

Audio- oder Videoaufnahme erklärtes Einverständnis dort vorsieht, wo es umsetzbar ist, dann aber auch Formen kennt wie die Bezeugung durch Dritte oder die Dokumentation des Einverständnisprozesses durch die forschende Person selbst.<sup>33</sup>

### *Verfremden. Strategien der Anonymisierung*

Ethnografisch Forschende sichern ihren Gesprächspartner\*innen regelmäßig Anonymität zu, um einen geschützten, möglichst offenen, auch vertraulichen Austausch zu ermöglichen – und sie übernehmen damit die weitreichende Verantwortung, dieses Versprechen auch einzulösen. Gleichzeitig erlaubt Anonymisierung auch rechtlich die Veröffentlichung personenbezogener Informationen. Entsprechend werden Orte, Institutionen oder Personen meistens anonymisiert, wenn in Publikationen individuelle Aussagen, Lebensgeschichten oder Erinnerungen öffentlich werden. Bereits in vor-digitaler Zeit konnte das zu ambivalenten Ergebnissen führen: Nancy Scheper-Hughes zum Beispiel hatte zwar in ihrer 1979 erschienenen Arbeit über psychische Erkrankungen im ländlichen Irland – vor dem Hintergrund kulturellen Niedergangs und weit verbreiteter Anomie, wie sie schrieb<sup>34</sup> – sowohl das Dorf, in dem sie geforscht hatte, als auch alle Personen mit Pseudonymen versehen. Das Buch war aber, weil es allgemein verständlich geschrieben war und einen Wissenschaftspreis erhielt, breit rezipiert worden, auch von den Dorfbewohner\*innen selbst. Angesichts der Offenlegung ihrer Geheimnisse und Verstrickungen vor der Welt und in der Nachbarschaft selbst übten sie deutliche Kritik: »Why couldn't you have left it a dusty dissertation on a library shelf that no one would read, or a scholarly book that only the ›experts‹ would read?«<sup>35</sup> Zudem gelang es einem Journalisten das Dorf ausfindig zu machen, was unter anderem eine Art Forschungstourismus nach/in Irland zur Folge hatte. Nancy Scheper-Hughes jedenfalls konstatierte 20 Jahre nach der Veröffentlichung, dass umfassende Anonymität sich womöglich nicht herstellen ließe und plädierte auch mit Blick auf den Rückfluss von Forschungsergebnissen in das Feld selbst dafür, »less poignant, more circumspect ethnographies« zu schreiben.<sup>36</sup> Das Beispiel stellt jedoch nicht nur die Frage der ethnografischen Repräsentation, sondern auch die nach der Zirkulation von Wissen: Das staubige Buch in einem Bibliotheksregal ist unter digitalen Bedingungen häufig eine Online-Publikation, die auch ohne den Besuch einer Bibliothek und zumindest potenziell weltweit verfügbar ist. Über die schlichte Verbreitung hinaus haben zudem wachsende Speicher- und Verarbeitungskapazitäten dafür gesorgt, dass das Risiko nicht gewollter Deanonymisierung mit den Möglichkeiten algorithmisierter Kom-

---

33 Ebd.

34 Nancy Scheper-Hughes: *Saints, Scholars and Schizophrenics: Mental Illness in Rural Ireland*. Berkeley 2001 [1979], S. 59.

35 Ebd., xvii, zur Pseudonymisierung S. 61.

36 Nancy Scheper-Hughes: *Ire in Ireland*. In: *Ethnography* 1 (2000) Heft 1, S. 117–140, Zitat S. 128.

bination und Auswertung von – oft ohnehin schon vernetzten – Daten erheblich zugenommen hat. Das gilt zunehmend auch für unstrukturierte Texte.

Nicht immer wollen Gesprächspartner\*innen anonym bleiben oder verfolgen eigene Absichten und Strategien, wie etwa Diane Duclos beschreibt, die sich mit dem Interesse irakischer Künstler\*innen im Exil konfrontiert sah, mit ihrer Beteiligung an der Forschung auch Aufmerksamkeit für ihre – ohnehin nicht anonymisierbare – Kunst und ihre spezifische Situation zu erzeugen.<sup>37</sup> Vereinbarte Anonymisierungsstrategien können aktiv durchkreuzt werden, wenn sich Forschungsteilnehmende selbst um Deanonymisierung bemühen und dieses Wissen auf Social-Media-Kanälen öffentlich machen: Die Autor\*innen einer Studie, für die Interviews mit Angehörigen von Wachkomapatient\*innen geführt worden waren, berichten, dass ein Gesprächspartner in einem open access publizierten Forschungsbericht sein Pseudonym herausgefunden und den Bericht auf seiner Facebook-Seite verlinkt hatte.<sup>38</sup> In manchen Fällen anonymisieren Autor\*innen trotz gegenteiliger Wünsche der Beteiligten, etwa weil sie mit Blick auf mögliche Rückwirkungen publizierter Ergebnisse zum Beispiel in Nachbarschaften Bedenken haben<sup>39</sup> oder zum Schutz anderer Personen im Forschungsfeld.<sup>40</sup> In stark hierarchisierten Feldern kommen Forschende auch zu anderen Lösungen, wie zum Beispiel Friedrich von Bose in seiner Ethnografie des Planungsprozesses zum Humboldt-Forum auf dem Berliner Schlossplatz: Auf direkte Zitierungen informeller Gespräche habe er vor allem dann verzichtet, wenn seine Gesprächspartner\*innen »innerhalb des Machtgefüges eher auf den mittleren und unteren Rängen anzusiedeln« waren, obwohl gerade diese Gespräche außerordentliche Relevanz für sein Verständnis des Feldes gehabt hätten. Direkte Bezüge auf das Material waren somit nicht möglich.<sup>41</sup>

Die Beispiele zeigen, dass ethnografisch Forschende Möglichkeiten und Notwendigkeiten von Anonymisierung in feldspezifischer Weise verhandeln und ausbalancieren (müssen). Sie zeigen auch, dass absolute Anonymität in der qualitativen Forschung ein kaum erreichbares Ziel ist und womöglich nicht sein kann. Wie im Beispiel der Studie zu Wachkomapatient\*innen erkennen

---

37 *Diane Duclos*: When Ethnography Does not Rhyme with Anonymity. Reflections on Name Disclosure, Self-Censorship and Storytelling. In: *Ethnography* 20 (2017) Heft 2, S. 175–183.

38 *Benjamin Saunders/Jenny Kitzinger/Celia Kitzinger*: Anonymising Interview Data. Challenges and Compromise in Practice. In: *Qualitative Research* 15 (2015) Heft 5, S. 616–632, hier S. 629.

39 Z. B. *Vanda Vitti*: (Trans-)Formationen jüdischer Lebenswelten nach 1989. Eine Ethnografie in zwei slowakischen Städten. Bielefeld 2015, S. 85.

40 *Bettina Beer*: Zusammenarbeit mit einer Hauptinformantin. In: Hans Fischer (Hg.): *Feldforschungen. Erfahrungsberichte zur Einführung*. Neufassung, Berlin 2002, S. 153–171, hier S. 157.

41 *Friedrich von Bose*: *Das Humboldt-Forum. Eine Ethnografie seiner Planung*. Berlin 2016, S. 30.

sich die Beteiligten selbst häufig problemlos wieder.<sup>42</sup> Für »vermutlich [...] alle, die sich in Berlin mit der psychiatrischen Landschaft auskennen«, darauf weist Martina Klausner hin, sei es möglich, zumindest die Klinik zu erkennen, in der sie geforscht hat<sup>43</sup> – eine Schwierigkeit, die Forschungen in Organisationen oder Institutionen häufig teilen. Vorgeschlagen wird deshalb auch, Anonymisierung nicht länger als einzig akzeptablen Standard für die Veröffentlichung ethnografischer Forschung anzuerkennen, stärker auch Formen partieller Anonymisierung zu praktizieren – also beispielsweise keine Namen, aber Organisationen oder Orte zu nennen – oder in vertretbaren Fällen ganz darauf zu verzichten<sup>44</sup> – auch weil die Entscheidungen, die darüber getroffen werden, vor allem dann machtvolle sind, wenn sie von der forschenden Person allein getroffen werden.

Mit Blick auf das ethnografische Forschungsmaterial selbst ist der Umgang mit Anonymität anders einzuordnen. Juristischer Expertise zufolge sollen personenbezogene Forschungsdaten »frühestmöglich (in der Regel unmittelbar nach der Datenerhebung)« pseudonymisiert, und »sobald es der Forschungszweck zulässt«<sup>45</sup> anonymisiert werden. Damit ist zeitlich ein gewisser Spielraum gegeben. In der ethnografischen Forschung dürften sich Anonymisierungslogiken, Routinen und Vorlieben von Forschenden ohnehin unterscheiden: »As soon as I converted the name into a pseudonym«, schreibt etwa Will van den Hoonard, »I lost the ›sense of the person‹«<sup>46</sup>, während für Reinhard Bodner die Pseudonyme zu »Figuren eigener Realität« wurden, die ihm »zusehends näher waren, als die [...] realen Personen«.<sup>47</sup> Mit Blick auf die Archivierung hängt zudem der Umfang, in dem ethnografische Daten anonymisiert werden (müssen), vor allem davon ab, zu welchem Zweck sie gespeichert werden. Sofern qualitatives Material ›nur‹ für die im Rahmen der *Leitlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis* der DFG<sup>48</sup> geforderten zehn Jahre aufbewahrt werden soll, kann es ausreichend sein, direkte Identifikatoren wie Namen und Adressen zu entfernen beziehungsweise ganz auf Anonymisierung zu verzichten. Soll hingegen Nachnutzung durch Dritte ermöglicht werden, ist entscheidend, für wen das Material unter wel-

---

42 Vgl. Bettina Beer: Einleitung: Feldforschungsmethoden. In: dies. (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Überarb. u. erw. Aufl. Berlin 2008, S. 9–36, hier S. 27.

43 Martina Klausner: Choreografien psychiatrischer Praxis. Eine ethnografische Studie zum Alltag in der Psychiatrie. Bielefeld 2015, S. 21, Fn. 1.

44 Colin Jerolmack/Alexandra Murphy: The Ethical Dilemmas and Social Scientific Trade-offs of Masking in Ethnography. In: Sociological Methods & Research 48 (2017) Heft 4, S. 801–827.

45 Baumann/Krahn/Lauber-Rönsberg, wie Anm. 11, S. 232 f.

46 Will C. van den Hoonard: Fostering Human Dignity. Some Inherent Ethical Dimensions of Qualitative Research. In: Jurij Fikfak/Frane Adam/Detlef Garz (Hg.): Qualitative Research. Different Perspectives, Emerging Trends. Založba 2004, S. 265–279, hier S. 271.

47 Reinhard Bodner: Berg/Leute: Ethnografie eines ausgebliebenen Bergsturzes am Eiblschrofen bei Schwaz in Tirol (1999). Münster 2018, S. 62.

48 DFG: Guidelines for Safeguarding Good Research Practice. Code of Conduct. 2019. <https://doi.org/10.5281/zenodo.3923602>.

chen Bedingungen zugänglich sein soll – wobei tatsächliche Offenheit im Internet für weite Teile ethnografischen Materials nicht möglich ist.<sup>49</sup> Aber auch für kontrollierte Nachnutzungen ist nicht nur die Veränderung von Namen oder Orten in einigen Materialauszügen erforderlich.<sup>50</sup> Benötigt werden vielmehr aufwändigere Verfahren für die Anonymisierung ganzer Forschungsdatensets, die gleichzeitig Interpretationspotenziale – und damit den Wert der Daten für die Nachnutzung – soweit wie möglich erhalten.

Zwar müssen ethnografisch Forschende künftig selbst Konzepte und Techniken der Anonymisierung und deren Folgen neu reflektieren und umsetzen, können dabei aber Unterstützungsangebote von Datenarchiven nutzen. Ein komplexes, auf langjähriger Expertise aufsetzendes Konzept wie die im Forschungsdatenzentrum *Qualiservice* zunächst für Interviewtranskripte entwickelte ›flexible Anonymisierung‹ arbeitet etwa mit der »Abstraktion individueller Angaben in sozialwissenschaftlich relevante Informationen«.<sup>51</sup> So wird zum Beispiel eine Altenpflegeausbildung zu einer Ausbildung zur Fachkraft für einen Assistenzberuf im Gesundheitswesen. Flexibilität bedeutet dabei, zunächst anonymisierte Informationen »auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus wieder zu öffnen, wenn es der Forschungszweck erfordert«.<sup>52</sup> Damit kann sichergestellt werden, dass die Interpretierbarkeit der Daten erhalten bleibt. Zudem unterstützt ein Anonymisierungstool<sup>53</sup> teilautomatisiert die Anonymisierung textbasierter Daten. Bei *Qualiservice* archivierte Materialien werden in Abhängigkeit vom Grad der Anonymisierung in verschiedenen ›Settings‹ zur Verfügung gestellt: Außerhalb der Räume des Forschungsdatenzentrums können nur anonymisierte Daten bearbeitet werden, wenig anonymisierte hingegen im eigenen Safe Room.<sup>54</sup>

Ungleich schwieriger als bei Textformen gestaltet sich die Anonymisierung bei visuellem oder audiovisuellem Material, sofern das notwendig ist. Denn gerade, wenn Filme entstehen, haben Menschen häufig ein eigenes Interesse daran, erkennbare Protagonist\*innen zu werden, wie etwa Silke Andris mit

---

49 Sabine Imeri: ›Open Data‹ in den ethnologischen Fächern. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts. In: Jens Klingner/Merve Lühr (Hg.): Forschungsdesign 4.0 – Datengenerierung und Wissenstransfer in interdisziplinärer Perspektive. Dresden 2019, S. 45–59.

50 Vgl. z. B. die Pseudonymisierung der auf biografischen Interviews basierenden Fallporträts in Irene Götz: Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München 2019.

51 Vgl. Susanne Kretzer: Arbeitspapier zur Konzeptentwicklung der Anonymisierung/Pseudonymisierung in Qualiservice. 2013, S. 5. URL: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-47605-2>.

52 Kati Mozygamba/Susanne Kretzer: Datenvielfalt im Data-Sharing. Eine kooperative Aufgabe von Forschenden und Forschungsdatenzentrum. In: Christine Lohmeier/Thomas Wiedemann (Hrsg.): Datenvielfalt. Potenziale und Herausforderungen. Wiesbaden 2022, S. 157–178.

53 Tom Nicolai/Kati Mozygamba/Susanne Kretzer/Betina Hollstein: QualiAnon – Qualiservice Tool for Anonymizing Text Data. University of Bremen 2021. Software available at: <https://github.com/pangaea-data-publisher/qualianon>.

54 Mozygamba/Kretzer, wie Anm. 52.

Blick auf ihren Film *Erin: Make me or break me* (2006) erwähnt.<sup>55</sup> Gleichwohl werden auch hier Anonymisierungsstrategien verfolgt, die denen der Textproduktion durchaus ähneln. Digitale Nachbearbeitungen wie Verpixeln, Verwischen oder das Einfügen von Augenbalken sind gängige Techniken im Umgang mit Fotos, wenngleich sie ihrerseits ethische Fragen aufwerfen, etwa ob abgebildete Personen damit stigmatisiert werden.<sup>56</sup> Um visuelle Eindrücke aus Film- oder Videomaterial in wissenschaftlichen Publikationen nutzen zu können, können Standbilder so in grafische Darstellungen umgewandelt werden, dass schematische Umrisse, aber keine Gesichter oder markante Kleidung erkennbar sind.<sup>57</sup> Falls notwendig, werden auch schon während der Dreharbeiten Masken verwendet oder Kameraeinstellungen und -positionen gewählt, die Identitäten zu verschleiern helfen.<sup>58</sup> Entsprechend manifestieren sich Schutzmaßnahmen im Originalmaterial und lenken damit auch die Interpretierbarkeit in spezifischer Weise. Können Situationen nicht direkt gefilmt oder sollen Rückblicke auf persönliche Erlebnisse von Forschungsbeteiligten ermöglicht werden<sup>59</sup>, kommen zudem Techniken der »ethnofiction«<sup>60</sup> oder der »projective improvisation«<sup>61</sup> zum Einsatz. Solche experimentellen Techniken der szenischen Verdichtung könnten auch für die Textproduktion stärker in den Blick rücken, sofern Felder und Situationen nicht beforschbar wären, weil Anonymität nicht zugesichert werden kann.

Rechtliche Erfordernisse und Probleme der Anonymisierbarkeit führen insgesamt dazu, dass oft »nur« ausgewählte Materialien aus ethnografischen Forschungen in Fachrepositorien archiviert werden. Eine kursorische Recherche im *UK Data Archive* ergibt zum Beispiel, dass von den ethnografischen Projekten, die dort Daten archivieren, nur wenige audiovisuelles Ma-

---

55 Vgl. Walter Leimgruber/Silke Andris/Christine Bischoff: Visuelle Anthropologie: Bilder machen, analysieren, deuten und präsentieren. In: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013, S. 247–281, hier S. 265.

56 Sten Langmann/David Pick: Photography as a Social Research Method. Singapore 2018, S. 69–71.

57 Vgl. z. B. die Abbildungen in Dylan Tutt/Jon Hindmarsh: Reenactments at Work. Demonstrating Conduct in Data Sessions. In: Research on Language & Social Interaction 44 (2011) Heft 3, S. 211–236, hier S. 219 ff.

58 René Tuma/Bernt Schnettler/Hubert Knoblauch: Videographie. Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen. Wiesbaden 2013.

59 Florian Walter: On the Road with Maruch. Filming Culture and Collaboration as a Transcultural Partnership Process. Berlin 2018.

60 Johannes Sjöberg: Ethnofiction. Drama as a Creative Research Practice in Ethnographic Film. In: Journal of Media Practice 9 (2008), S. 229–242. Zur Fachdiskussion auch für die Textform vgl. Jeffrey Sluka: Fictive Fieldwork and Fieldwork Novels. In: Antonius Robben/Jeffrey Sluka (Hg.): Ethnographic Fieldwork. An Anthropological Reader. Malden/MA u. a. 2007, S. 493–498.

61 Peter Loizos: Innovation in Ethnographic Film. From Innocence to Self-consciousness, 1955–85. Manchester 1993, S. 50.



terial oder auch Feldnotizen übergeben haben. Von Interviewtranskripten aus einer Forschung über politische Institutionen in Südindien können nur die Metadaten und die Forschungsdokumentation nachgenutzt werden, weil nicht gewährleistet werden konnte, dass die Anonymisierung im fremdsprachigen Material ausreichend ist.<sup>62</sup> Langfristige Embargos können helfen, bergen aber auch eigene Probleme.<sup>63</sup>

Im Vorfeld der Datenarchivierung sind also weitreichende Entscheidungen nicht nur über die Auswahl geeigneten Materials und die Anonymisierung, sondern auch über die Bedingungen der Datenübergabe und der Nachnutzung erforderlich. Angesichts der Heterogenität der Forschungsfelder und Zugänge in der ethnografischen Forschung können diese Entscheidungen nur im Einzelfall, und im Idealfall in Kooperation aller Forschungsbeteiligten und der datenverwaltenden Einrichtungen, getroffen werden.<sup>64</sup>

Hinsichtlich der Vereinbarungen und Verpflichtungen für die Nachnutzung stehen Überlegungen noch am Anfang. Nutzende verpflichten sich zum Beispiel, Versuche der Deanonymisierung zu unterlassen.<sup>65</sup> Auch die komplette Veröffentlichung beispielsweise eines Interviews kann untersagt werden.<sup>66</sup> Wenig diskutiert ist bisher auch die Frage, ob es mit Blick auf die Arbeit der Primärforschenden – die in ihren Forschungsmaterialien auch selbst als Person erkennbar werden können – einer ›Ethik der Nachnutzung‹ bedarf. Ob sich in diesem Zusammenhang auch Praktiken des Notierens verändern werden, muss vorläufig offenbleiben.

Anonymität, so ließe sich mit Michi Knecht u. a. herausstellen, ist kein absoluter Wert, sondern ein Konzept mit vielschichtigen Bedeutungsebenen, sozial hergestellt und sozial produktiv, nicht zuletzt verbunden mit einer spezifischen Zeitlichkeit.<sup>67</sup> In der ethnografischen Forschung ist die Zusage von Anonymität damit auch ein Versprechen für die – technologisch offene – Zukunft, das angesichts der kaum mehr überblickbaren Möglichkeiten, Daten zu vernetzen, womöglich immer weniger eingelöst werden kann. Daraus ergeben sich für die empirische Sozial- und Kulturforschung insgesamt wichtige methodologische wie theoretische Fragen danach, wie sich Forschungsbeziehungen und letztlich auch mögliche Ergebnisse in den nächsten Jahren verändern werden beziehungsweise müssen.<sup>68</sup>

---

62 *Hugo Gorringe*: Ethnographic Research on Dalit Politics in South India 2012. Data Collection. Colchester/Essex 2014. URL: <https://dx.doi.org/10.5255/UKDA-SN-851326>.

63 Vgl. *Robert Leopold*: The Second Life of Ethnographic Fieldnotes. In: *Ateliers d'Anthropologie*, 32 (2008). URL: <https://doi.org/10.4000/ateliers.3132>.

64 *Mozygamba/Kretzer*, wie Anm. 62.

65 Vgl. *Steinhardt* u. a., wie Anm. 14, S. 22.

66 *Mozygamba/Kretzer*, wie Anm. 62.

67 *Michi Knecht/Götz Bachmann/Andreas Wittel*: The Social Productivity of Anonymity. Introduction. In: *Ephemera* 17 (2017) Heft 2, 1–16. URL: <http://www.ephemerajournal.org/contribution/social-productivity-anonymity> (Stand: 5. 10. 2021).

68 *Hansjörg Dilger/Michi Knecht/Carola Lentz*: Schließen sich Anonymisierung und empirische Präzision gegenseitig aus? Warum diese Frage es den Sozialwissenschaften zu

Insgesamt zeigt sich, dass rechtliche Rahmenbedingungen und forschungsethische Fragen im Umgang mit Forschungsdaten in den ethnologischen Fächern eng verzahnt sind, aber nicht vollständig ineinander aufgehen. Dass beide als genuiner Teil von Datenmanagement stärker reflektiert werden müssen, kann auch bedeuten, den Umgang mit dem Material bewusster zu gestalten, und – wie im Folgenden weiter ausgeführt werden soll – bestimmte Schritte systematischer und nachvollziehbarer umzusetzen als bisher, auch mit Blick auf die mögliche Nachnutzung.

### *Strukturieren und Vorbereiten. Datenmanagement im Forschungsprozess*

Feldforschungen sind wesentlich gekennzeichnet durch wenig Standardisierung, flexible und vor allem feldspezifische Forschungsstrategien, die häufig Umwege, Verzweigungen und Neujustierungen erfordern. Mit diesem Vorgehen verbindet sich eine »methodische Programmatik ethnografischer Offenheit und Relationalität«<sup>69</sup>, die sich im Verlauf der Forschung immer wieder neu an zuvor nicht vorhersehbare Entwicklungen anzupassen vermag. Entsprechend werden auch Datenerhebung und -analyse nicht als getrennt voneinander, sondern als dynamisch und rekursiv gedacht. Dabei entsteht sukzessive heterogenes, oft auch mehrsprachiges Material, das aufeinander Bezug nimmt, sich wechselseitig kommentiert, erweitert und ergänzt<sup>70</sup> – und damit Material, das sorgfältiger Verfahren des Ordnen und Verzeichnens bedarf. Auf der Ebene der Arbeitstechniken ist das Management digitaler Daten insofern nichts grundsätzlich Neues, auch wenn die Möglichkeiten computerisierter Ordnungs- und Ablagesysteme, die Komplexität heterogenen Materials adäquat abzubilden, Rekombination zu ermöglichen und vor allem große Materialmengen überschaubar zu halten, andere – wenngleich nicht weniger anspruchsvolle – sind als die von Aktenordnern mit Registern oder von Karteikästen.

Wenn also in diesem Sinn die Notwendigkeit, Übersicht zu ermöglichen, Teil aller wissenschaftlichen Praxis war und ist, werden im Rahmen strukturierter Datenmanagements Instrumente neu entwickelt, die zum Beispiel eine kontinuierliche Dokumentation von Forschungsabläufen unterstützen sollen – unverzichtbar insbesondere, wenn mehrere Personen in Forschungsverbänden, über unterschiedliche Projekte hinweg oder in Langzeitfor-

---

einfach macht. Replik zu Stefan Kühl. FAZ-Leserbrief zur Anonymisierung von Forschungsdaten (2020). URL: <https://www.dgska.de/faz-leserbrief-zur-anonymisierung-von-forschungsdaten/> (Stand: 24.5.2020).

69 *Michi Knecht*: Nach Writing Culture, mit Actor-Network. Ethnographie/Praxeographie im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2013, S. 79–106.

70 *Klaus Amann/Stefan Hirschauer*: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: dies. (Hg.) *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt am Main 1997, S. 7–52, hier S. 16.

sungen gemeinsam Material zusammentragen und/oder bearbeiten.<sup>71</sup> Welche Ressourcen zur Verfügung stehen, wie Forschende den Umgang mit Material gestalten können oder müssen, hängt entsprechend auch davon ab, wie eine Forschung strukturell verankert ist. So versuchen etwa die Beteiligten an einem multidisziplinären Forschungsverbund zur globalen Produktion sozialer Ungleichheit, in dem Projektpartner des Globalen Südens und Nordens gemeinsam forschen, mit einem »Code of Conduct: nicht nur ein geteiltes Verständnis von Rollen, Regeln und Pflichten im Umgang mit Daten zu schaffen, sondern gleichzeitig Leitlinien für eine respektvolle faire Zusammenarbeit zu formulieren.«<sup>72</sup>

Zu einem zentralen Instrument des Forschungsdatenmanagements hat sich etwa der sogenannte Datenmanagementplan (DMP) entwickelt, der oft bereits als Teil des Forschungsantrags erstellt werden muss. Ein solcher formalisierter Plan soll die Tätigkeiten des Datenmanagements auch in ihren Wechselwirkungen »möglichst zielorientiert, systematisch und effizient«<sup>73</sup> bestimmen, also beispielsweise die Dateioorganisation und Verkehrungen zum Datenschutz beschreiben sowie Verantwortlichkeiten festlegen. Tools wie der *Research Data Management Organizer* (RDMO)<sup>74</sup> stellen dafür mehr oder weniger umfangreiche Fragenkataloge als dynamische Dokumente zur Verfügung, bilden bisher aber keine Fachspezifika ab. Auch wenn es bisher nur wenig Erfahrungen mit DMP als Arbeitsinstrument in der ethnografischen Forschung gibt: Sofern sich ihre Verwendung durchsetzt, dürften sie standardisierende und formalisierende Effekte nicht nur für den Umgang mit den Daten und Forschungsmaterialien selbst haben, sondern auch auf die Art und Weise der Qualitätssicherung im Forschungsprozess<sup>75</sup> oder etwa bei der Begutachtung von Anträgen und Berichten.

Praktiken des Ordnen und Verzeichnens sind zudem erste Voraussetzungen für die Archivierung. Darüber hinaus erfordert die Vorbereitung von Forschungsmaterialien zur Nachnutzung aber auch Arbeitsschritte, die weiteres Veränderungspotenzial für den Forschungsprozess bergen. Denn bisher ist es in den ethnologischen Fächern – von wenigen Szenarien, etwa in Forschungsteams oder auch unter bekannten Kolleg\*innen, abgesehen – nicht üblich, Daten weiterzugeben.<sup>76</sup> Wenn in der Forschung selbst alle

---

71 Claudia Engelhardt: Forschungsdatenmanagement in DFG-Sonderforschungsbereichen. Ein Blick in die Praxis. In: Bausteine Forschungsdatenmanagement 1 (2020), S. 16–27.

72 Meron Z. Eresso et al: Code of Conduct for the Research Unit »The Production and Reproduction of Social Inequalities: Global Contexts and Concepts of Labor Exploitation«. 2021. URL: <https://socialinequalities.uni-koeln.de/code-of-conduct>.

73 Verbund Forschungsdaten Bildung: Checkliste zur Erstellung eines Datenmanagementplans in der empirischen Bildungsforschung. Version 1.1. fdbinfo Nr. 2 (2015), S. 2. URL: [https://www.forschungsdaten-bildung.de/files/fdbinfo\\_2.pdf](https://www.forschungsdaten-bildung.de/files/fdbinfo_2.pdf) (Stand: 24.5.2020).

74 <https://rdmorganiser.github.io/> (Stand: 24.5.2020).

75 Maxi Kindling: Qualitätssicherung im Umgang mit digitalen Forschungsdaten. In: Information – Wissenschaft & Praxis 64 (2013), Heft 2–3, S. 137–148.

76 Vgl. Imeri, wie Anm. 1, bes. S. 232–238.

Schritte hinsichtlich ihrer Relevanz für die Beantwortung der Forschungsfragen entwickelt und evaluiert werden, ist es mit Blick auf die Nachnutzung erforderlich, zusätzlich eine distanziertere Perspektive einzunehmen, Nutzungsszenarien zu antizipieren und gegebenenfalls geeignetes Material auszuwählen. Material muss dann – damit es sinnvoll genutzt werden kann – in spezifischer Form für die Übergabe an ein Datenarchiv aufbereitet werden. Das setzt in erster Linie die Bereitschaft voraus, Forschungsdaten für andere möglichst verständlich und umfassend zu beschreiben.

Wesentlich ist zunächst eine ausführliche Dokumentation, wie sie auch im Zusammenhang mit der Entwicklung von »Gütekriterien qualitativer Forschung« eingefordert wird, um intersubjektive Nachvollziehbarkeit sowohl innerhalb von Projekten und Forschungsteams also auch durch externes Publikum zu ermöglichen: Auskünfte über Vorverständnis und Erwartungen, Forschungsmethoden und Entstehungskontexte, über Transkriptionsregeln, Auswertungsverfahren, Entscheidungen und Probleme et cetera.<sup>77</sup> Techniken der Dokumentation sind üblicherweise eng mit der Materialproduktion und -verarbeitung verknüpft. Weil ethnografische (Feld-)Forschung wenig standardisiert ist, gibt es bisher keine etablierten, allgemein geteilten Dokumentationsverfahren. Feldnotizen etwa sind zwar »Symbol professioneller Identität«, in aller Regel aber ein individuell gehandhabtes, oft sehr persönliches Format der Dokumentation<sup>78</sup> – ein Grund, warum viele Forschende der Weitergabe von Feldnotizen skeptisch gegenüberstehen.<sup>79</sup>

Eng verknüpft mit der Dokumentation ist die Kontextualisierung, die mit Blick auf die Nachnutzung ethnografischen Materials als unerlässlich gilt<sup>80</sup> – auch wenn bisher nicht systematisch untersucht wurde, ob und wie die Rekonstruierbarkeit von Forschungsprozessen auf der Grundlage von Kontextinformationen oder auch die Vollständigkeit von Forschungsdaten tatsächlich Voraussetzung für deren weitere Verwendung sind. Man kann aber davon ausgehen, dass sich archiviertes Material nicht umstandslos wie selbst produziertes verwenden lässt, schon weil sich das für die ethnografische Wissensproduktion so wichtige körperlich-sinnliche Erleben und die »epistemic affects«<sup>81</sup> der Forschenden zwar in »headnotes«<sup>82</sup>, aber eben nur

---

77 *Ines Steinke*: Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/ Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg 192013, S. 319–331, hier S. 324 f.

78 *Jean E. Jackson*: »I Am a Fieldnote«: Fieldnotes as a Symbol of Professional Identity. In: Roger Sanjek (Hg.): *Fieldnotes. The Makings of Anthropology*. Ithaca/N.Y. 1990, S. 3–33.

79 *Rena Lederman*: Archiving Fieldnotes? Placing »Anthropological Records« Among Plural Digital Worlds. In: Roger Sanjek/Susan W. Trautner (Hg.): *eFieldnotes. The Makings of Anthropology in the Digital World*. Philadelphia 2016, S. 251–271.

80 *Igor Eberhard*: Der Kontext bestimmt alles. In: *ABI Technik*, 40 (2020), Heft 2, S. 169–176.

81 *Thomas Stodulka/Nasima Selim/Dominik Mattes*: Affective Scholarship: Doing Anthropology with Epistemic Affects. In: *ETHOS* 46 (2018) Heft 4, S. 519–536.

82 *Simon Ottenberg*: Thirty Years of Fieldnotes: Changing Relationships to the Text. In: Roger Sanjek (Hg.): *Fieldnotes. The Makings of Anthropology*. Ithaca/N.Y. 1990, S. 139–160.

begrenzt explizit im Material abbilden. In jedem Fall soll aber die Kontextualisierung die angemessene Einordnung von Forschungsdaten erleichtern und adäquate Neuinterpretationen ermöglichen. Kontextualisierung kann ein komplexes und zeitaufwändiges Unterfangen sein, da nicht immer ganz klar ist, was relevanter Kontext ist – oder künftig sein könnte – und weil je nach Ebene und Zeitlichkeit Kontexte unterschiedlich gut zu dokumentieren sein können. Ethnografische und insbesondere praxeologische Zugänge erfordern durch ihre relationalen und methodologisch-holistischen Prämissen eine Kontextualisierung und Einbettung der Daten schon in der Primärforschung selbst. Während bisher vor allem Monografien einen Rahmen für ausführliche Erläuterungen des Forschungsdesigns, des Zugangs und des Vorgehens im Feld boten, erfordert die Archivierung von Forschungsdaten, deren Potenzial gerade im wissenschaftlich noch nicht ausgeschöpften ›Überschuss‹ liegt, neue Ansätze für eine ›gute‹ aber auch mit Blick auf verfügbare Ressourcen angemessene Kontextualisierung.<sup>83</sup> Das *Forschungsdatenzentrum Qualiservice* zum Beispiel erbittet derzeit von Datengebern einen ausführlichen Studienreport, der viele Informationen enthält, die ähnlich auch für Berichte, interne Dokumentation oder Publikationen zusammengetragen werden müssen – also häufig zumindest in Teilen schon vorhanden sind.<sup>84</sup> Um detaillierte Recherchen zu ermöglichen, sind diese Studienreports zur Veröffentlichung vorgesehen, müssen also anonymisiert werden. Einen anderen Weg geht das *Ethnographische Datenarchiv (EDA)* an der Universität Wien. Hier werden Kontextinformationen in einem Dokument gesammelt, das als eigenes Objekt mit den Forschungsdaten archiviert und auch gesperrt werden kann. Sofern Materialsammlungen und Unterlagen aus einer ganzen Forscher\*innenkarriere im Nachhinein für die Archivierung aufbereitet werden, gehören dazu auch einordnende forschungsbiografische Interviews.<sup>85</sup> Welche dieser Informationen letztlich für eine Sekundäranalyse relevant werden, kann jedoch kaum antizipiert werden. Vorgeschlagen wird deshalb auch, Kontaktaufnahmen zu Primärforschenden regelmäßig zu ermöglichen, um Hintergrundwissen zu ergänzen und zu erweitern.<sup>86</sup> Insgesamt wird abzuwarten sein, welche Erfahrungen künftig aus der Nachnutzung ethnografischer Forschungsmaterialien erwachsen.

Abschließend soll ein kurzer Blick auf sogenannte Metadaten geworfen werden, die Teil der Formalisierung des Umgangs mit Forschungsdaten sind. Metadaten sind erforderlich, damit Forschungsdaten nicht nur verwaltet, sondern auch gefunden werden können. Sie geben in standardisierter Form

---

83 *Libby Bishop*: A Proposal for Archiving Context for Secondary Analysis. In: *Methodological Innovations Online* 1 (2006) Heft 2, S. 10–20.

84 Ein Leitfaden und ein ausführliches Beispiel finden sich unter: <https://www.qualiservice.org/de/helpdesk.html#downloads> (Stand: 24. 5. 2020).

85 *Eberhard*, wie Anm. 79.

86 *Christina Huf/Alexandra Ragg*: The Normativity of the Helping Child – Meta-Ethnographic Perspectives on Individualised Learning in Age-Mixed Classrooms. In: *Ethnography and Education* 12 (2017) Heft 2, S. 165–177.

Auskunft über Inhalt und/oder Struktur von Forschungsdaten, ähnlich der Beschreibung von Publikationen in Bibliothekskatalogen oder von Sofas in Möbelkatalogen.<sup>87</sup> Sie können durchsucht und zwischen verschiedenen digitalen Katalogen ausgetauscht werden.

Während bibliografische Metadaten, die sich in der Regel nur auf ein Werk selbst beziehen, für die Suche nach geeigneter Literatur meist ausreichen, werden zur Beantwortung der Frage, ob sich Forschungsdaten für eine Sekundäranalyse eignen, detailliertere Informationen benötigt. Die Herausforderung, Forschungsdaten mithilfe von Metadaten abzubilden, liegt dabei insbesondere darin, dass die Polysemie und Komplexität eines Forschungsgegenstands, des methodologischen Zugangs und des Erkenntnisprozesses auf eine überschaubare Anzahl an Merkmalen und Schlagwörtern reduziert werden muss. Metadaten können insofern als Organisationsprinzip für Forschungsdaten verstanden werden, die deren Komplexität einerseits reduzieren, andererseits aber auch kennzeichnen (müssen).<sup>88</sup> Die Verengung auf klar umgrenzte thematische, inhaltliche, forschungstechnische und epistemologische Angaben entspricht insofern häufig weder dem Forschungsablauf noch den ausführlicheren Darstellungen in den Publikationen.

Metadatenstandards, die explizit die Beschreibung von ethnografischen Forschungsdaten ermöglichen, existieren bisher noch nicht, auch wenn sich Vorläufer in Klassifikationssystemen wie beispielsweise dem »Outline of World Cultures and Outline of Cultural Materials« finden, das im Forschungsprogramm der *Human Relations Area Files* in den 1940er Jahren an der *Yale University* erstellt wurde.<sup>89</sup> International anerkannt sind das Metadatenchema der *Data Documentation Initiative* (DDI) für die Sozialwissenschaften allgemein sowie der Metadatenstandard der *Ethno Working Group des International Committee for Documentation* (CIDOC) für Museumsobjekte und ethnografische Sammlungen, First Nations und indigene Gemeinschaften haben in den letzten Jahren gemeinsam mit Initiativen wie den Traditional Knowledge Labels<sup>90</sup> zudem eigene Vorschläge für die Auszeichnung von Materialien des kulturellen Erbes erarbeitet.

---

87 Vgl. Paul N. Edwards u. a.: Science Friction. Data, Metadata, and Collaboration. In: *Social Studies of Science* 41 (2011) Heft 5, S. 667–690.

88 Jennifer Edmond/Georgina Nugent Folan: Data, Metadata, Narrative. Barriers to the Re-use of Cultural Sources. In: Emmanouel Garoufallo u. a. (Hg.): *Metadata and Semantic Research. Proceedings of the 11th Research Conference on Metadata and Semantics Research*, S. 253–260.

89 Konzipiert, um in der Datenbank vergleichend suchen zu können, sind die mittlerweile digitalisierten Dokumente auf Absatzebene indiziert und durchsuchbar. URL: <https://hrf.yale.edu/resources/reference/outline-of-cultural-materials/#id170> (Stand: 24.5.2020).

90 <https://localcontexts.org/tk-labels/> (Stand: 24.5.2020). Vgl dazu auch: Sabine Imeri/Michaela Rizzolli: CARE Principles for Indigenous Data Governance: Eine Leitlinie für ethische Fragen im Umgang mit Forschungsdaten? In: *O-Bib. Das Offene Bibliotheksjournal* 9 (2022) Heft 2, S. 1–14. <https://doi.org/10.5282/o-bib/5815>. Dass die Erstellung von Metadaten ebenso wie die Kontextualisierung machtvolle, meist asymmetrische Pro-

## Zusammenfassung und Ausblick

Wir gehen davon aus, dass strukturiertes Datenmanagement und langfristige Datenarchivierung in den ethnologischen Fächern prinzipiell sinnvoll sind, sofern sich die Verfahren an der Forschungspraxis orientieren. Das bedeutet, dass Datenmanagement analog zum Forschungsprozess keinem einfachen linearen Ablauf folgt, der von der Datengenerierung über die Aufbereitung des Materials hin zur Realisierung des Datenzugangs für die Sekundärnutzung reicht, sondern dass es sich dabei um einen zirkulären Prozess handelt, der ständig auf die anfänglichen Forschungsfragen rekurriert.<sup>91</sup> Welche Auswirkungen Verfahren des Forschungsdatenmanagements längerfristig auf die primären Forschungsprozesse haben werden, wird in diesem Sinne nicht zuletzt davon abhängen, in welchem Maß das Thema als ein methodisches beziehungsweise methodologisches und damit als gestaltbar aufgefasst wird.

Forschungsdatenpolicies, die zahlreiche Universitäten und Forschungseinrichtungen verabschiedet haben<sup>92</sup>, bleiben zwar als methoden- und fächerübergreifende Richtlinien in ihrem Empfehlungscharakter häufig allgemein, Policy-Prozesse setzen aber insgesamt – darauf hat Gisela Welz nochmals hingewiesen – »oft widersprüchliche und unkalkulierbare Dynamiken in Gang, die den anfänglich intendierten Nutzen in sein Gegenteil verkehren können« und tendieren überdies zu »Vereinfachung und Vereinheitlichung«.<sup>93</sup> Entsprechend ist die Erarbeitung fach- oder domänenspezifischer Empfehlungen für den Umgang mit digitalen Forschungsmaterialien weiterhin notwendig, um die Spezifik ethnografischer Praxis und den Wert ethnografischer Daten in solchen Prozessen geltend zu machen.<sup>94</sup> Datenmanagement ausschließlich als ›von außen‹ kommend und wissenschaftspolitisch motiviert zu betrachten, geht gleichwohl mindestens zum Teil an der Sache vorbei, weil Digitalität längst auch den kompletten ethnografischen Forschungsprozess durchzieht – unabhängig davon, ob man darin zu-

---

zesse sind, beschreibt auch *Thomas Widlok*: *The Archive Strikes Back: Effects of Online Digital Language Archiving on Research Relations and Property Rights*. In: Mark Turin/Claire Wheeler/Eleanor Wilkinson (Hg.): *Oral Literature in the Digital Age Archiving Orality and Connecting with Communities*. Cambridge, S. 3–19.

91 *Tobias Gebel/Stefan Liebig*: Die Dokumentation qualitativer Interviews im Rahmen von Organisationsstudien. In: Denis Huschka u. a. (Hg.): *Forschungsinfrastrukturen für die qualitative Sozialforschung*. Berlin 2013, S. 73–92, hier S. 83.

92 [https://www.forschungsdaten.org/index.php/Data\\_Policies](https://www.forschungsdaten.org/index.php/Data_Policies) (Stand: 24.5.2020).

93 Welz, wie Anm. 31, S. 85.

94 Die *Deutsche Gesellschaft für Volkskunde* (dgv), jetzt *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* (DGEKW), hat zum Beispiel im Herbst 2018 ein erstes Positionspapier zum Umgang mit Forschungsdaten verabschiedet. Es ist zu erwarten, dass weitere Empfehlungen folgen werden. URL: [https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2020/03/dgv-Positionspapier\\_FDM-1.pdf](https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2020/03/dgv-Positionspapier_FDM-1.pdf). Vgl. die Handreichung zum Umgang mit Forschungsdaten des Fachkollegiums 106 der DFG, URL: [https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/handreichung\\_fachkollegium\\_106\\_forschungsdaten.pdf](https://www.dfg.de/download/pdf/foerderung/antragstellung/forschungsdaten/handreichung_fachkollegium_106_forschungsdaten.pdf) (beide Stand: 29.5.2020).

erst Herausforderungen und Schwierigkeiten oder Chancen und neue Möglichkeiten sehen möchte. Auch wenn solche Überlegungen erst am Anfang stehen: Denkbar wäre zum Beispiel, dass bereits archivierte ethnografische Forschungsdaten im Rahmen von Sekundäranalysen ergänzt werden – etwa mit weiterer Transkription, Übersetzung, zeitgeschichtlicher oder regionaler Kontextualisierung – und Potenziale digitaler Methoden auch in diesem Sinne zur Geltung gebracht werden können.<sup>95</sup> Partizipative Ansätze etwa zur Re-Kontextualisierung von Objekten aus ethnologischen Sammlungen könnten hier beispielgebend sein.<sup>96</sup>

Zur Erweiterung medialer und kommunikativer Formen und Formate in die digitale Gegenwart und ihren Technologien, zu Fragen von Transparenz, Anonymität und Policy-Prozessen gibt es in den ethnologischen Fächern längst Forschung, deren kritisches Potenzial auch in die Aushandlungsprozesse zu Datenmanagement und Datenarchivierung eingebracht werden sollte.<sup>97</sup> Es wird in diesem Sinne notwendig sein, Prozesse der Standardisierung und Formalisierung kritisch zu begleiten und eine Balance zu finden zwischen flexiblen Forschungsprozessen, notwendigen methodischen Anpassungen und Tendenzen der Bürokratisierung.



Dr. Sabine Imeri  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Universitätsbibliothek, FID Sozial- und Kulturanthropologie  
Geschwister-Scholl-Straße 1/3  
10117 Berlin  
sabine.imeri.1@ub.hu-berlin.de



Dr. Elisabeth Huber  
Universität Bremen  
SOCIUM / Forschungsdatenzentrum Qualiservice  
Postfach 33 04 40  
28334 Bremen  
ehuber@uni-bremen.de

---

95 Bisher eher die Ausnahme ist das Projekt *Transcrire*, in dem historische handschriftliche Feldnotizen von Ethnolog\*innen in kollektiver Arbeit transkribiert werden. URL: <http://transcrire.huma-num.fr/> (Stand: 24.5.2020).

96 *Andrea Scholz*: »Wissen teilen« als postkoloniale Museumspraxis – Ein Kooperationsprojekt zwischen der Universidad Nacional Experimental Indígena del Tauca (Venezuela) und dem Ethnologischen Museum Berlin. In: *Sociologus* 67 (2017) Heft 1, S. 59–81.

97 Als nur ein Beispiel vgl. *Bachmann/Knecht/Wittel* 2017, wie Anm. 67.